Nr. 19 — Leipzig, den 12. Mai — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Hinab: Ein Gleichnis — Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn — Neuere Verteidiger des Christentums: 1. Allgemeines; 2. Hallwyls Von fünf Seiten — Die Geschichte des bestehenden rechtlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Bayern: 4. Das Konkordat — Die Religiosität Carlyles — Der unabhängige Orden der guten Templer — Bücher und Schriften: Zeitgemäße Knittelverse von Veracius Rusticus; Bremer Protestantentag — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Vorjährige Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Halle; Diaspora in Hohenzollern; Gaggenau; Elversberg; Wartenburg in Ostpreußen; Freiwaldau in Oesterreichisch-Schlesien — Zur Beachtung — Anzeigen

Hinab

Ein Gleichnis

Und man wird sagen: Wo sind ihre Götter?
Ihr Fels, darauf sie trauten?
(5. Mose 32, 37)

Da oben im Hochwalde sah ich den Bach herabstürzen über Steine und Stämme, die er in wildem Ungestüm aus ihrem Heimatsorte mitgenommen. Ihrer müde, ließ er sie liegen, nun sie nicht mehr mit ihm den schäumenden Reigen tanzen konnten, und sprang über sie hinweg.

Sicher und stolz schauen die Steine und Bäume am Rande seines Weges hinunter zu dem jungen Gesellen.

Die Steine mit ihren harten Schultern, die Bäume mit ihren starken Wurzeln, sie gebieten ihm ein Halt!

So mächtig ist dieses Halt! daß der des Gehorchens ungewohnte Uebermut sich donnernd zerschellt, um dann tobend vor Schmerz weiter zu rasen in der beengten Bahn.

Aber er vergißt sein Unterliegen nicht. Welche rohe Kraft vergäße das? Er sinnt auf Vergeltung, auf Rache!

Da seh ich im Strudel eine besonders schöne, lebenskräftige Tanne. Weithin breitet sie vornehm ruhig ihre dichten Aeste. Kühn ragt ihr Haupt empor über ihresgleichen.

Der Sonne liebend Mutterauge grüßt zuerst ihre Krone, die voll Saft und Kraft höher und höher hinaufstrebt.

So steht sie da, ein Bild der mutigen, freudigen Lebensstärke: dem Auge eine Wonne des Schauens, dem Herzen eine begeisternde Anregung.

Aber — aber da unten, da liegen ihre Wurzeln bloß. Sie stützten sich auf die Haltbarkeit der Erde. — Wer hätte je wohl gerechnet, der darauf baute?

Wohl haben sie einen starken Bundesgenossen, der treu ist.

Ja, treu ist er, weil er es sein muß, der große Stein dort, der mit den Wurzeln verwachsen scheint. Weicht er, so stürzt er ins Verderben und mit ihm die stolze, lebensgrüne Tanne.

Mit eiserner Gewalt halten sie aneinander fest: es gilt ja ihr alles — das Dasein.

Aber hier und da und dort treiben die Wasser ihr unheimlich Werk, lösen ein Würzelchen nach dem andern, und es zittert fröstelnd in ihnen herum.

Wohl fühlt auch die Krone, wie ihr Lebensgrund gelockert wird, aber sie zeigt es nicht, man merkt es ihr nicht an. Es thut weh, aber das soll kein Zuschauer sehen. — —

Und so wirds kommen: An einem Tage, da der Bach zum Strome sich schwellt, da wilde Gesellen sich mit ihm zum Werke des Verderbens vereinen, an diesem Tage wird er den Stein umarmen, und er wird mit ihm hinab müssen — hinab. Und da wird sie auch sinken, die grüne Tanne, das Bild des frischen Lebens und der bewußten Kraft. Der stolze Baum, zu dem bewundernde Augen emporschauten, an dem begeisterte Herzen sich erquickten, der mächtig dem Irdischen gebot und seinen Grund suchte im Irdischen — der Strom wird ihn mit wildem Hohngelächter empfangen, und hinab gehts — hinab!

Und die Sonne wird mit demselben Glanze weiterleuchten über die Stätte seines einstigen Lebens, und die Menschen werden nicht sehen, daß dort einmal ein Baum gestanden hat der mit seinen starken Wurzeln den brausenden Wogen ein Halt! zu gebieten vermochte; denn über seine Stelle ergießen sich die Gewässer der Erdenquelle, und er mußte hinab — hinab.

A P

Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn

Phil. 1, 21

Von dem einen Ratgeber Davids, Ahitophel, wird erzählt, sein Rat galt in den Augen des Königs und aller andern wie ein Ausspruch Gottes. In demselben Ansehn stand er bei Absalom. Einmal drang sein Rat nicht durch, ein andrer wurde ihm vorgezogen. Da ging Ahitophel hin und erhängte sich.

Das ist das Bild eines Menschen, der da sagt: Ehre und Ansehn, das ist mein Leben. Um Ehre und Ansehn zu gewinnen, um sich darin zu erhalten, kann Ahitophel alles thun und alles leiden, weiß mit David fromm zu sein und mit Absalom einen Aufruhr zu machen. Kommt er aber einmal nicht zu seinem Ziele, wird sein Rat einem andern nachgesetzt, dann verliert er all sein Glück, seinen Halt und wirft das wertlos gewordne Leben weg.

Wie viele, die da sagen oder denken: Geld und Gut, alle Tage herrlich und in Freude sein, das ist mein Leben. Und sind diese Güter nicht zu erringen oder gehen sie verloren, dann hat für sie das Leben keinen Reiz mehr, es ist nicht wert, gelebt zu werden.

Wir verstehen eine Mutter und fühlen das Bedenkliche, das darin liegt, wenn sie sagt: Dies Kind ist mein Leben, und wird mir dies Kind genommen, so ist mir mein Leben genommen. Wir loben es, wenn gute Bürger für ihr Vaterland leben, treue Soldaten leben und sterben für ihren König. Wir werden es auch verstehen, wenn Paulus sagt: Christus ist mein Leben. Wer so von Herzen sprechen kann, für den ist es für immer entschieden, was er haben und besitzen will: Christi Wohlgefallen. „Ich habe alles für Schaden geachtet, auf daß ich Christum gewönne." Für ihn ist entschieden, was er treiben will: alles für und durch Christum, vor dem Schwersten nicht zurückscheuen, mehr arbeiten als alle andern (2. Kor. 11, 23), wenn es gilt für und durch ihn, aber auch nicht das Geringste

thun, nicht essen und trinken ohne ihn (Kol. 3, 17; 1. Kor. 10, 31). Es ist entschieden, was er leiden will: alles mit Christo. Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert. In dem allem überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat (Röm. 8, 35).

Wem so Christus sein Leben geworden ist, dem ist Sterben Gewinn.

Will man jemand erfreuen, dem muß man geben, wofür er Sinn hat und woran er Geschmack findet. Einen Blinden kann man nicht mit Bildern und einen Tauben nicht mit Musik erfreuen. Ein und derselbe Gegenstand kann dem einen Freude, dem andern Qual oder Langeweile bereiten. Das helle Sonnenlicht wirkt erquickend auf ein gesundes Auge, ein krankes kann es nicht ertragen. Eine frische Gebirgsluft weitet die gesunde Brust, eine kranke Lunge fühlt darin nur Beängstigung. Hier im Hause des Herrn sitzen vielleicht zwei Menschen: dem einen ist das Wort Gottes Lebensluft und Herzensfreude, der andre sehnt sich hinweg, hinaus zu seinen wüsten Genossen, dort wäre ihm wohl. Ein Fisch ist für das Wasser geschaffen; nehmt ihn heraus aus seinem Elemente, versetzt ihn in die reinste, köstlichste Luft: was für andre Geschöpfe Freude und Wonne ist, ist für ihn nur Pein und Tod. Und jemehr er dies fremde Element sich aneignet und jemehr es sich ihm aufdrängt, umsomehr Pein und Verderben.

Der Tod ruft uns alle früher oder später aus dem Geräusch dieser Zeitlichkeit in die Stille der Ewigkeit. Bringen wir alsdann der Ewigkeit einen Sinn dafür und einen Geschmack daran entgegen? Oder gleichen wir alsdann dem Fische, der sich ein fremdes Element aneignen soll? Wer nur Sinn für diese Welt hat, wer da sagt: Geld, Zerstreuung, Ehre, Menschen sind mein Leben, für den ist der Tod nur Verlust. Für ihn ist der Himmel zu dürftig, er kann ihn nicht erfreuen; für ihn ist Gott zu arm, er kann ihn nicht erquicken. Der Tod nimmt ihm alles, woran er sein Leben gefunden; er versetzt ihn in ein fremdes Element, er bringt ihm nur Untergang und Verderben.

Selig aber, der sagen darf: Christus ist mein Leben. Er findet, was er suchte; er schaut, was er glaubte; in demselben Maße, als er hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, in demselben Maße wird er satt. Jemehr Christus sein Leben geworden ist, umsomehr ist der Tod sein Gewinn.

Selig, wer sprechen darf: Christus ist mein Leben; der darf auch hinzufügen: Sterben ist mein Gewinn. O F

Neuere Verteidiger des Christentums

Uebersicht: 1. Allgemeines; 2. Hallwyls Von fünf Seiten; 3. Luthardts Apologetische Vorträge; 4. Karl W. Zieglers Zum Entscheidungskampfe; 5. Kaftans Wahrheit der christlichen Religion.

1. Allgemeines

Die Verteidigung des Christentums ist so alt wie das Christentum selbst. Sein Anspruch, die allein wahre, für alle Menschen bestimmte Religion zu sein, hat es von jeher genötigt, sich gegen die Einwürfe andrer Religionen und Weltanschauungen zu verteidigen. Im Wechsel der Zeiten haben sich manche Einwürfe verändert, andre wieder sind von dem Wechsel nicht berührt worden.

Die christliche Weltanschauung ist kein Erbe, das man von seinen Vätern unbesehen übernehmen könnte. Sie muß von jedem einzelnen erworben werden. Innerliche Erfahrungen auf dem Gebiete des Willens sind zwar der Weg, auf dem man sich ihrer bemächtigt; aber oft genug bilden zunächst theoretische Gründe ein Hindernis. Diese theoretischen Hindernisse sind gegenwärtig so stark, daß den heutigen Menschen mehr als frühern Geschlechtern der christliche Glaube als eine schwere Zumutung erscheint. Wir reden nicht von dem Widerstande, den der natürliche Mensch der Forderung der Sinnesänderung, die das Christentum erhebt, zu allen Zeiten geboten hat. Diese sittliche Schwierigkeit, ein Christ zu werden und zu sein, ist heute noch die nämliche wie zu Jesu Zeiten. Wir reden von einer Schwierigkeit, die in den Tagen, wo Christus und die Apostel die Sprach- und Denkweise ihrer Mitlebenden einfach teilten, nicht vorhanden war. Wer in die heutige Denkweise sich einigermaßen eingelebt hat, wird wissen, wie fremdartig sie von der Forderung zu glauben berührt wird. Durch die gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaften, die es nur mit der sichtbaren, der erfahrungsmäßigen Forschung zugänglichen Welt zu thun haben, ist der Eindruck, die sichtbare Welt sei die ganze Welt, die Kräfte und Gesetze, von denen wir durch Erfahrung wissen können, seien die ganze Wirklichkeit, so übermächtig geworden, daß die Annahme einer unsichtbaren Welt als eine Art von Träumerei erscheint. Die Erfolge, die die wissenschaftliche Ableitung der Naturerscheinungen gehabt hat, die Entwicklungsreihen, die man bereits hat feststellen können, begünstigen die Annahme, es sei alles in Natur- und Menschengeschichte in natürlicher Entwicklung von selbst geworden, und lassen die Hoffnung als begründet erscheinen, es werde schließlich gelingen, den letzten Schleier über dem Geheimnisse des Entstehens und Werdens zu lüften. Wozu soll man glauben, wenn man wissen kann?

In dieser Richtung des Denkens, die für den Menschen dieses Jahrhunderts etwas Unwiderstehliches hat, nur einen Abgrund von Gottlosigkeit erblicken zu wollen, wäre ein schwerer Irrtum. Was soll man als Christ z. B. gegen den Entwicklungsgedanken an sich einzuwenden haben? Es giebt freilich namentlich unter den Theologen nicht wenige, die nur allzu geneigt sind, über das moderne Denken ohne weitres den Stab zu brechen. Es ist das um so befremdlicher, als die Mehrzahl vom „Geist der modernen Zeit" offenbar sehr geringe Kenntnisse hat. Nach beklagenswerten Auswüchsen, die in weiten Kreisen bekannt werden und geeignet sind, Entsetzen zu erregen, pflegen sie die Gesamtheit der modernen Ideen zu beurteilen. Der Theologe muß ja absichtlich das engre Gebiet seiner Wissenschaft, die ihn vielfach in den Gedankengängen früherer Zeiten festhält, verlassen, wenn er den modernen Geist genauer kennen lernen will. Entschließt er sich dazu, so wird der weitre Gesichtskreis, den er dadurch gewinnt, ihm meistens die Annahme verleiden, daß das Christentum und ein bestimmtes kirchliches Lehrsystem ein und dasselbe seien; es wird ihm dann auch schwerlich verborgen bleiben, daß das moderne Denken weder aller Wahrheit noch aller christlichen Elemente bar ist. Die Verwechslung des Christentums mit einem bestimmten Lehrsystem und die Voraussetzung, daß den modernen Ideen jeder Wahrheitsgehalt fehle, hat eine Verteidigung des Christentums hervorgerufen, die, unfähig, sich in die Bedenken und Einwürfe des Gegners lebendig zu versetzen und ihr Gewicht nachzuempfinden, leicht den Eindruck blinder Voreingenommenheit erwecken mußte und schwerlich irgend etwas genützt hat.

Die kirchliche Arbeit der Gegenwart hat mit ganz besondrer Thatkraft sich einer Reihe von praktischen Aufgaben bemächtigt, die man unter dem Namen der innern Mission zusammenfaßt. Diese Aufgaben sind ohne Frage aller Begeisterung wert, und der Eifer, womit an ihrer Lösung gearbeitet wird, verdient alle Anerkennung. Doch hat man sie vielleicht etwas zu einseitig bevorzugt. Gegen die Arbeiten der innern Mission, die sich fast nur mit dem kleinen Manne befassen, ist die Aufgabe, die in großer Zahl der Kirche verloren gegangnen Gebildeten wiederzugewinnen, zu sehr in den Hintergrund getreten. Dazu kommt, daß einem Teile der Männer, die auf dem Gebiete der innern Mission thätig sind, offenbar noch immer jenes Heilmittel im Sinne liegt, das im Anfange dieses Jahrhunderts die Reaktion für alle Schäden der Zeit empfahl: eine über allem Einspruch erhabne Autorität. Sie möchten für die kirchliche Gemeinschaft ein Lehrgesetz als feste, allem Streit entrückte Richtschnur aufstellen. So sehr sie auch die praktische Bethätigung des Christentums betonen, Wert hat sie ihnen nur, wenn sie von der Anerkennung des für sie unantastbaren Lehrgesetzes begleitet ist. Sie selbst haben an dem gewohnheitsmäßigen Gebrauche liturgischer Formeln mancherlei Bedenken, die ihnen von der Universität her vielleicht geläufig waren, verlernt und sich häuslich eingerichtet in einem Lehrgebäude, das, ehrwürdig zwar durch sein Alter, doch fast nur noch in geistlichen Kreisen bewußte Anhänger und Verteidiger findet, die Gemeinde

aber — man verhehle sich das ja nicht — einigermaßen fremdartig anmutet. Sie stehen der heutigen Wissenschaft, wenn man sich durch klangvolles Pathos nicht blenden läßt, hilflos gegenüber. Wagen sie eine wissenschaftliche Verteidigung des Christentums, so fällt sie meistens ungeschickt aus, und die praktische Verteidigung, die die reiche Liebesthätigkeit sehr wohl führen könnte, läuft leider nicht so ganz selten auf die Stärkung der Partei hinaus.

Die Einsicht, daß für die heutigen Menschen die bloße Autorität nicht das Zeichen sein kann, vor dem sie sich zu beugen haben, sollte nicht schwer zu gewinnen sein. Wenn auch gar manches in den Anschauungen unsrer Gebildeten keineswegs durch selbständiges Denken gewonnen, sondern einfach hingenommen und nachgesprochen ist, so ist doch der Gedanke von dem Rechte und Werte der Ueberzeugung uns derartig in Fleisch und Blut übergegangen, daß die Zumutung, sich einer Autorität als solcher, sei es der Bibel, sei es der Kirchenlehre, zu unterwerfen, aussichtslos ist. Wollte man von einer derartigen Unterwerfung das Seelenheil abhängig machen, was nicht nur innerhalb der römischen Kirche geschieht, so werden viele mit Recht geltend machen, daß ihnen das persönliche Seelenheil ohne persönliches Ueberzeugt- und Ergriffensein nicht denkbar ist. Und wenn ihnen zweifelhaft ist, daß das Seelenheil von der Annahme einer Reihe von Glaubenssätzen abhängig sein könne, die frühere Jahrhunderte gebildet haben, so wüßte ich als evangelischer Christ nichts dawider zu erinnern. Wer mag sich denn die Entwicklung der Menschheit so gottverlassen denken, daß alles, was ein Zeitalter in heißem Mühen auf dem Gebiete des Gedankens errungen, lediglich Irrtum und Abfall von Gott wäre? Und wer kanns denn ernstlich glauben wollen, daß ein Zeitabschnitt der Kirchengeschichte für verschiedne Stücke des christlichen Glaubens den aller Folgezeit maßgebenden Ausdruck sollte gefunden haben? Das würde ja die ungeheuerliche Meinung in sich schließen, daß die längst veralteten psychologischen und metaphysischen Anschauungen, welche die Voraussetzungen jener kirchlichen Lehrsätze bilden, auf dem Gebiete des kirchlichen Glaubens ewige Giltigkeit haben könnten. Richard Rothe hat einmal mit großer Offenheit ausgesprochen:

> Es ist platterdings unmöglich, und bei ruhiger Ueberlegung müssen wir uns dessen freuen, daß dem so ist, daß in der Entwicklungsperiode der Christenheit, in deren Anfängen wir stehen, die altkirchliche Vorstellung von der heiligen Schrift und ihrer Inspiration, die Athanasianische oder irgendwelche wirkliche Trinitätslehre, die chalkedonensische Lehre von der Person Christi, die Anselmische oder irgendwelche andre juristische Genugthuungslehre, die Lehre von einer, wie auch immer verhüllten, Magie der Wirksamkeit der Sakramente etc. je wieder im großen die ehrliche Ueberzeugung der Gebildeten werden . . . . Die, welche an derjenigen Entwicklung des Denkens und des moralischen Urteils teilnehmen, die unsre Zeit wesentlich erreicht hat, können diese Lehren und so viele andre ähnlich geartete als redliche Leute nicht mehr in ihr Gedankensystem aufnehmen.

Die Erfahrung vieler Jahrzehnte hat uns in der That zur Genüge gezeigt, daß jeder Versuch, auch nur die edleren und aufrichtig suchenden unter unsren Gebildeten für diese Vorstellungen wieder zu gewinnen, nichts andres ist als verlorne Liebesmüh.

Das Christentum als die Weltreligion kann indessen nicht darauf verzichten, auch sie für sein Bekenntnis zu gewinnen. Selbstredend kann das nicht um den Preis von Verkürzungen geschehen, die das Christentum sich müßte gefallen lassen, um den Kindern des neunzehnten Jahrhunderts annehmbar zu werden. Der Wahrheit kann schlechterdings nichts vergeben werden. Aber von dem Vorurteile sich frei machen, daß nur die überlieferte Form der zutreffende Ausdruck für die christliche Wahrheit sein könne, daß Offenbarung und heilige Schrift dasselbe seien, daß außerhalb der Mauern der Kirche keine richtige Erkenntnis vorhanden sein könne — das heißt nicht der Wahrheit etwas vergeben. Doch so weitherzig auch die Verteidigung des Christentums sein muß, welche die Gebildeten von seiner Wahrheit überzeugen will, so bestimmt muß sie auch dem Anspruche der heutigen Denkweise, alle Wahrheit erkennen zu können, entgegentreten. Bestimmt, sofern sie klar legt, wie weit die Kraft des wissenschaftlichen Denkens, dem so oft alles möglich erscheint, denn eigentlich reicht. Und wenn es ihr dann

noch gelingt, Ausgangspunkte aufzufinden, die auch von denen, die dem christlichen Glauben meinten Absage thun zu müssen, anerkannt werden, und wenn sie nachweisen kann, daß deren Anerkennung folgerichtig zum christlichen Glauben führen muß, dann hat sie alle Aussichten auf gute Erfolge.

Im Folgenden sollen vier neue Versuche, das Christentum gegenüber der heutigen Weltanschauung zu rechtfertigen, vorgeführt und auf ihre Wirkung untersucht werden.

2. Hallwyls Von fünf Seiten

Die Schrift von Hans von Hallwyl „Von fünf Seiten. Betrachtungen eines Laien über das Christentum" (Basel, 1887) enthält keine ausgeführte Verteidigung des Christentums. Ihre Absicht ist, „christliche Leser zum Kampf wider den Unglauben zu reizen und dem Evangelio Fernstehende stutzig zu machen." Sie spiegelt aber Stimmung und Urteil gewisser Kreise ziemlich getreu ab und veranschaulicht ganz gut die Art, wie man innerhalb ihrer den Gegner bekämpft. Ausdrücklich sei vorweg bemerkt, daß es der Schrift nicht an mancherlei Wahrheiten und ergreifenden Stellen fehlt.

Der Verfasser kennt — wenn der Ausdruck erlaubt ist — nur zwei große Töpfe; in den einen wirft er die Gläubigen, in den andern die Ungläubigen. Demgemäß fällt die Schilderung der Gläubigen oder der Hausgenossen, wie der Verfasser sie nennt, sehr vorteilhaft aus. Die Hausgenossen sind die friedfertigsten und die geduldigsten unter den Bewohnern der Anstalt (die Erde wird mit einer Erziehungs- und Heilanstalt verglichen), und nur wo es die Sache ihres Herrn gilt, kommt heiliger Eifer über sie. Sie beteiligen sich weder am Streit um die besten Plätze und saftigsten Schüsseln, noch mischen sie sich in das sie umtosende giftige Wortgezänk. Ihre Sprache ist die der Liebe und Versöhnung u. s. w. Um so schlechter fahren die Ungläubigen. Falsche Hausgenossen, Gleichgiltige, Zweifler, bei denen der gesunde Verstand in den Hintergrund tritt, Wankelmütige, Spötter, Stumpfsinnige, Unzufriedne, Hochmütige, von denen manche „das Zauberstückchen machen, wie nach wissenschaftlichen Grundsätzen aus einem Schimpansen ein Goethe werden kann" — unter diesen und ähnlichen Kategorien werden die Ungläubigen geschildert. Daß es auch unter den Ungläubigen manche edle Menschen giebt, die Christen beschämen können, daß anderseits die Gläubigen keineswegs immer auf idealer Höhe stehen, hat der Verfasser, der die Farben dick aufzutragen liebt, nicht bedacht. Die Gläubigen decken sich ihm mit einer bestimmten kirchlichen Richtung. Bei allen andern findet er nichts Gutes. Aufklärung ist Finsternis des Unglaubens. „Die freie Forschung wird zum Deckmantel falscher Trugschlüsse gemacht und muß den Sturmbock abgeben, wo es Kanzeln und Lehrstühle zu erobern gilt." Ein Freidenker ist ein Mensch, der sich vom Denken frei gemacht hat, also ein denkfauler Mensch. Vom Protestantenverein heißt es: „Die protestantischen Jesuiten des gedachten Vereins haben vor dem Evangelium eben so wenig Respekt, als ihre römischen Brüder vor Jesus, dessen Namen sie schänden." Sie geben freilich vor, das Werk der Reformation zu Ende führen zu wollen; aber „das Ganze läuft auf einen schmählichen Betrug hinaus," der durch „mildfrommes Wesen und gelehrte Salbaderei" verhüllt wird. Hoffentlich soll das keine Probe der Sprache der Hausgenossen, welche „die Sprache der Liebe und Versöhnung" reden, sein. Weiter heißt es, die Moral, d. h. „das in gewissen Umkreisen und Gesellschaftsschichten zur Geltung kommende sittliche Bewußtsein," ist „des Teufels Papiergeld," von „philosophischen Lumpensammlern in den Kehrichthaufen menschlicher Weisheit zusammengelesen." Ja, alle weltliche Liebe — und dahin rechnet von Hallwyl Vaterlandsliebe und Freundesliebe, Kindesliebe, Gattenliebe, Mutterliebe — ist selbstsüchtig und vergänglich.

Derartige Auslassungen mögen geeignet sein, in gewissen Kreisen zum „Kampf gegen die Ungläubigen" zu reizen, nämlich zum Fanatismus; sie werden auch gewiß dem Evangelium Fernstehende stutzig machen — stutzig über diesen Mangel an jeglichem Gerechtigkeitsgefühl.

v. Hallwyl verrät mit keinem Worte, daß er eine Ahnung

davon hat, wie der moderne Mensch wirklich mit besondren Hindernissen zu kämpfen hat, wenn er glauben will. Im Gegenteil: es ist alles sehr einfach.

Der christliche Glaube ist geoffenbartes Wissen des Allwissenden. Hier ist also jeder Zweifel völlig ausgeschlossen..... Es giebt keinen geologischen noch archäologischen Fund, keine Pergament- noch Papyrusrolle oder sonstige Inschrift, kein Ergebnis der Naturforschung und keine logische Schlußfolgerung, welche im stande wären, ein Jota aus der heiligen Schrift umzustoßen.

Wenn die Sache so einfach ist, dann kann man sich nicht genug wundern, daß es überhaupt Ungläubige giebt. Die Ungläubigen — und dazu rechnet v. Hallwyl alle, die nicht zu seiner Partei gehören — sind dann nicht bloß schlecht, sondern auch dumm. Kürzer und schlagender kann man sie nicht widerlegen. Aber der Prozeß wird ihnen denn doch so tumultuarisch gemacht, daß er dem Christentum schwerlich zur Empfehlung gereichen kann.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Liebe zum Christentum dem Verfasser die Feder geführt hat. Das kann gewiß mancher Härte zur Entschuldigung dienen. Auf Erfolge bei Gegnern des Christentums kann freilich nur rechnen, wer ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und daran läßt es die populäre Apologetik leider oft genug fehlen. J C

Die Geschichte des bestehenden rechtlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Bayern

4. Das Konkordat

a) Fruchtlose Unterhandlungen und Kampf zwischen Rom und München

In Bayern selber war man vornehmlich empört über die manchmal allerdings ungerechtfertigte Eile und unverantwortliche Härte der Verordnungen über die Aufhebung der Klöster und sah in dieser Maßregel die Vernichtung der Katholizität des Staates. Richtiger urteilte die Kurie. Sie erkannte mit scharfem Blick als die gefährlichsten und weittragendsten Neuerungen nicht die Aufhebung der Klöster, welche in dieser Zeit der Säkularisation doch nicht hätte abgewendet werden können, sondern die politische und bürgerliche Gleichberechtigung der Protestanten, die Freigebung der Presse und des Buchhandels, die Leitung der Schulen durch die weltliche Gewalt. An Stelle des bisher giltigen kanonischen Rechts war mit dem Anspruch auf Souveränität das weltliche getreten. Nicht mehr die Kirche schrieb dem Staate ihre Gesetze vor, sondern dieser gab sie nach seinem Gutbefinden selbständig. Er bestimmte sogar, welche Rechte der Kirche zukommen sollten. Damit war die katholische Kirche aus ihrer vorigen Position vollständig verdrängt und ganz auf die Stufe der „Sekten von Luther und Calvin" gestellt.

Es war klar, daß in Verträgen mit dem römischen Stuhle der Regierung diese Neuerungen immer wieder vorgerückt werden würden. Und doch wollte der Staat auch in den Verhandlungen mit der Kurie sich in nichts von seiner Richtung abbringen lassen und ein- für allemal seine Souveränität in der Gesetzgebung behaupten. Wiederholt wurden deshalb im Laufe der Verhandlungen die bayrischen Bevollmächtigten instruirt, sich auf nichts wie auf die vom Staate als der Vereinbarung bedürftig anerkannten Punkte einzulassen, hingegen alle Versuche des römischen Hofes abzuweisen, die eine Wiederherstellung des kurialistischen Systems bezweckten. Aber die Kurie ging nicht darauf ein. Ehe an Unterhandlungen nur zu denken sei, hieß es, müßten allererst die den kanonischen Satzungen und den göttlichen Rechten zuwiderlaufenden Neuerungen abgeschafft werden.

Prinzip stund gegen Prinzip; das volle Selbstbewußtsein der weltlichen Gewalt gegen die Ansprüche Roms auf Beherrschung der gesamten politischen und gesellschaftlichen Ordnung.

Wie nun unter solchen Verhältnissen, die eine Vereinbarung ganz unmöglich zu machen scheinen, ein Vertrag schließlich doch noch zu stande kam und warum, das soll in raschem Gange gezeigt werden. Es gewährt hohes Interesse zu sehen, wie sich die beiden Höfe mit allen Künsten der

Diplomatie zu bezwingen suchen. Man möchte die Unterhandlungen mit einem Schachspiel vergleichen, in dem man bald selber, bald der Gegner jetzt offensiv jetzt defensiv wird, in dem man eine Zeit lang auf offnem Plane vorgeht, später einen Hinterhalt legt, und in dem alles vom König an bis buchstäblich zum Bauern herab in Bewegung gesetzt wird.

Eine geordnete diplomatische Verbindung zwischen München und Rom fehlte zunächst ganz. Gleich beim Regierungsantritt des neuen Kurfürsten Maximilian Josef IV. wollte zwar die Kurie wieder einen Nuntius in München beglaubigen, wie ein solcher unter Karl Theodor dagewesen war. Allein am bayrischen Hofe ging man auf dieses Ansinnen nicht ein. Einmal war die neue Kurlinie für eine Nuntiatur überhaupt nicht eingenommen, indem sie sich von jeher für die Grundsätze der deutschen Erzbischöfe erklärt hatte, die sich am liebsten von Rom ganz losgesagt hätten; sodann fand sich, daß die Vollmachten des Nuntius mit den landesherrlichen Rechten stritten. So war Rom, das zuerst Schritte that, auf Umwege angewiesen. Man klopfte zunächst in Petersburg an, das seit dem Vertrage von Gatschina (1. Oktober 1799) mit München verbündet war. Der Zar sollte durch Einwirken auf den Kurfürsten die Regierung von ihrem gottlosen Wege abbringen. Er lehnte aber diese Zumutung ab und benachrichtigte den bayrischen Gesandten von seinem Entschlusse. In München war man über den römischen Versuch, „Bayern von seiner empfindlichsten Seite her anzugreifen," sehr verstimmt. Dann kam Wien an die Reihe. Womöglich sollte der Kaiser als Schirmvogt der deutschen Kirche den Neuerungen in Bayern Einhalt gebieten. Auch der Nuntius in Wien unterließ nichts, was ihm geeignet schien, der bayrischen Regierung Zügel anzulegen. Ingrimmig sprach er sich öfters gegen den bayrischen Gesandten über die neue Kirchenpolitik aus, und legte einmal alle seine Drohungen und Befürchtungen in das eine Wort: Wenn Sie so fortfahren, bringen Sie es noch bis zur Gedankenfreiheit (vous aurez la liberté de penser)! Aber alle diese Versuche verfingen nicht.

Indessen ergriff Montgelas Maßregeln, um sich ein Konkordat zu erwirken. Er wandte sich an die französische Regierung, bei der er Rückhalt gegen Oesterreichs Annexionsgelüste suchte, und mit der Bayern bald noch in engere politische Beziehungen trat. Mit der französischen Regierung hatte die Kurie überdies ein für die weltliche Gewalt günstiges Konkordat bereits abgeschlossen, und was in Frankreich recht sei, meinte man, das sei doch für Bayern billig. Aber man kannte die römischen Künste schlecht. Man wußte nicht, daß es in Rom je und je Praxis war, dem einen vorzuenthalten, was man dem andern gewährte, und auf diesem Wege erst recht viele Zugeständnisse zu erpressen. Jedenfalls waren die Kardinäle des Vorhabens voll, die Niederlage, die ihnen Napoleon beigebracht, wieder gut zu machen. Der Kardinal Antonelli sprach es später einmal aus: Der Papst kann den andern Ländern um so weniger bewilligen, je mehr er Frankreich bewilligt hat. In einem Breve zeigte der Papst der bayrischen Regierung an, daß sie nicht so leichten Kaufs ihr Konkordat erhalten solle. Der Preis sollte die Vernichtung der bisher über das Verhältnis von Staat und Kirche erlassnen Gesetze sein. Besonders forderte der römische Stuhl die Unterdrückung der Freiheit der Presse und des Buchhandels, und begründete seine Forderung mit dem Lehr- und Taufbefehl (Matth. 28, 19)!

Auch drohte dem Abschlusse eines Konkordats noch eine andre Gefahr. Der Kurfürst-Erzkanzler Dalberg mußte sich für den Namen, den er seit dem Reichsdeputationshauptschluß führte, nach einer entsprechenden wirklichen Stellung und nach einer festen Unterlage für seine Würde umsehen und betrieb am französischen Hofe den Abschluß eines Reichskonkordats. Durch ein Abkommen mit dem päpstlichen Stuhle sollten die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands geordnet werden; er selber wollte an ihre Spitze treten. Für eine Regelung der kirchlichen Verhältnisse auf solche reichsgesetzliche Art waren auch Oesterreich und die Kurie. Der Kaiser aus zwei Gründen. Einmal liefen die Wünsche des Kurerzkanzlers den seinigen parallel, insofern er hoffte, zum Nachfolger desselben einen Erzherzog vorschlagen und durchbringen zu können und auf diese Weise dem öster-

reichischen Hause neben der höchsten weltlichen auch die oberste kirchliche Gewalt zu sichern. Zum andern erreichte er so am leichtesten, was er seit langer Zeit umsonst erstrebt hatte, seine Schirmvogtei über die Kirche und vor allem einen bestimmenden Einfluß auf die innern Verhältnisse der bayrischen Gebiete entscheidend ausüben zu können. Auch Rom entschied sich für ein Reichskonkordat. Es schien leichter, durch Verhandlungen mit dem Reiche ein mit den kanonischen Satzungen im Einklang stehendes Konkordat herbeizuführen, als durch Unterhandlungen mit Napoleon und den einzelnen Fürsten. Allzugroßem Ehrgeize des Kurerzkanzlers hoffte man schon irgendwie entgegenarbeiten zu können.

Bayern war damit notwendig auf die Opposition gegen das Reichskonkordat verwiesen. Aber die Verhandlungen über dasselbe scheiterten von selber. Einmal waren die maßgebenden Interessen unter den Freunden dieses Konkordats zu verschiedenartig, teilweise sogar einander widerstrebend. Auch die Anwesenheit des Papstes bei der Krönungsfeierlichkeit Napoleons (2. Dezember 1804), auf die man von manchen Seiten große Hoffnungen gesetzt hatte, lieferte kein Ergebnis; Pius VII. weigerte sich, in Paris zu unterhandeln; er hatte bei der Krönung des Kaisers einen Eid gestatten müssen, von dem Kardinal Consalvi ursprünglich erklärt hatte, daß seine Leistung für einen Katholiken unzulässig sei, und fürchtete, bei Interventionen Napoleons auch in diesen Verhandlungen den kürzern zu ziehen. Und als nun im Jahre 1805 Bayern durch den Frieden von Preßburg zum Königreiche erhoben wurde und im folgenden Jahre die vollständige Auflösung des deutschen Reiches erfolgte, da war der Gedanke eines Reichskonkordats für immer aus der Welt geschafft. Rom mußte mit den einzelnen Staaten seine Verträge schließen, und ließ sich jetzt leicht zu den von Bayern längst gewünschten Verhandlungen über ein Landeskonkordat bereit finden.

Schon im Jahre 1803 hatte die Regierung, weil andre Versuche, ein Konkordat zu gewinnen, ergebnislos verlaufen waren, einen Gesandten an den römischen Hof ernannt, den Freiherrn Kasimir von Häffelin, einen pfälzischen Geistlichen. Derselbe hat die Verhandlungen mit Rom auch wirklich bis zum Abschlusse des Konkordats geführt. Häffelin war in seiner Jugend Minervale des Illuminatenordens gewesen, hatte aber später selber zu dessen Unterdrückung mitgewirkt; in den Zeiten Karl Theodors ein Verfechter des Obskurantismus, hatte er sich dem neuen Regenten durch eine akademische Rede über wahre Volksaufklärung im Sinne der neuen Zeit empfohlen. Charakterfestigkeit war also seine Sache nicht. Auch seine Unterhandlungen mit der Kurie zeugen davon. So lange der unbeugsame Montgelas hinter ihm stand, war Häffelin der eifrige Anwalt der staatlichen Rechte. Späterhin wurde er mit dem Kardinalshute von der Kurie belohnt. Unzweifelhaft aber war er ein gewandter Diplomat. Seine Aufgabe war sehr groß. Die Verhandlungen am römischen Hofe leitete der Kardinalstaatssekretär Consalvi, ein Staatsmann von hervorragender Bedeutung, dem, wie Ranke sagt, „die Aufgabe beschieden war, mit den größten Gewalten zu ringen, welche in langen Jahrhunderten vorgekommen sind, einem alles bewältigenden Imperium und einer Revolution der Geister, welche eine neue Gestaltung der Welt in Aussicht stellte." Consalvi rief sich überdies bald auch einen in den bayrischen Sonderverhältnissen sehr unterrichteten Mann an seine Seite, den Exjesuiten Jakob Anton Zallinger, Lehrer des Kirchenrechts am Lyzeum in Augsburg.

Diese bestürmten Häffelin fort und fort mit der maßlosen Forderung, Bayern solle alle die Verordnungen, die es unter dem neuen Fürsten erlassen, wieder zurücknehmen und reumütig zur katholischen Politik zurückkehren. Sie zeigten sich empört über die Gleichberechtigung der Protestanten im Staate, über die Zulassung der gemischten Ehen, über die Vertragsfreiheit der Eltern bezüglich der religiösen Erziehung ihrer Kinder, über die Rechte der Presse, die Unterwerfung der Kleriker unter die weltliche Gerichtsbarkeit in weltlichen Angelegenheiten, über die staatliche Leitung der Schulen, über die Erlaubnis, die man der katholischen Jugend gab, Vorlesungen über protestantische Theologie zu hören, über Angriffe auf das Kirchengut u. s. w. Für

die Kirche hingegen verlangten sie alle Rechte zurück. In einer Erwiderung einer Denkschrift Häffelins heißt es einmal, die Kirche bilde allerdings keinen weltlichen Staat im weltlichen Staate, wohl aber einen geistlichen Staat. Und als sich der bayrische Gesandte des Ausdrucks „Hirtenamt" bediente, empfand man dies fast als eine Beleidigung, indem doch die Kirche eine wirkliche Gewalt habe.

Ebenso bestimmt nahm Häffelin den Standpunkt seiner Regierung ein. In einer sehr beachtenswerten Denkschrift für diese legte er seine Grundsätze klar auseinander:

> Es ist durch die Erfahrung bewiesen, daß jedes Konkordat mit Rom oder mit den Bischöfen für die Fürsten nachteilig war, welche dasselbe abgeschlossen haben. . . . . Handelt es sich nur um das geistliche Gebiet, so bedarf es keines Konkordats; handelt es sich aber um das weltliche Gebiet, so muß man den Satz des Evangeliums befolgen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und der Fürst darf sich darüber nicht in Verträge mit dem Hirten einlassen. . . . . Demnach muß sich die bayrische Regierung in den Unterhandlungen mit Rom auf die Erwirkung einer neuen Diözesaneinteilung beschränken und alle übrigen Punkte, welche zu langen Erörterungen Anlaß geben könnten, insbesondre die bestrittenen Fragen wegen der Jurisdiktion, in der Schwebe lassen. Nach Errichtung der Landeskirche wird es für die Regierung eine leichte Aufgabe sein, dem Landesklerus eine gute Organisation nach den Grundsätzen der alten Kirche und dem Geiste des Evangeliums zu geben.

Schwierig war es aber, diese Grundsätze auch wirklich durchzuführen, wo sie von der Gegenpartei geflissentlich immer aufs neue angefochten wurden. Häffelin that, was er konnte. Prinzipielle Erörterungen suchte er in aller Kürze abzuthun, seltner zu widerlegen, indem er bald die unbestreitbaren Rechte des Staates vertrat, bald kirchliche Gesichtspunkte geltend machte, und drang auf Vereinbarung über solche Gegenstände, die ihm von der Regierung bezeichnet waren.

In raschern Fluß schienen die Verhandlungen zu kommen, als im Jahre 1806 die Kurie einen außerordentlichen Gesandten, Hannibal Grafen de la Genga, Erzbischof von Tyrus, nach Regensburg sandte. Mit ihm führten auf bayrischer Seite die Verhandlungen der Gesandte am Reichstag in Regensburg Aloys Freiherr von Rechberg und der Regensburger Domkapitular Josef Maria Freiherr von Fraunberg. Aber auch sie hatten schließlich mit ihrer diplomatischen Kunst keinen Erfolg. Sie waren von der Regierung angewiesen, „keine heterogenen Gegenstände" zur Beratung zuzulassen, sondern sich auf vier Punkte zu beschränken, nämlich auf eine neue Diözesaneinteilung der Landeskirche mit einem Erzbischof in München und sechs Suffraganbischöfen, Dotirung der bischöflichen Sitze, Nominationsrecht des Königreichs, endlich eine neue Festsetzung der nach Rom zu zahlenden Taxen. Sie waren angehalten, sich doch ja in ihrer „Festigkeit" nicht erschüttern zu lassen, „der unentbehrlichen Eigenschaft, wenn man mit den Römern zu verhandeln hat." Demgemäß gaben sie dem Nuntius die wiederholte Versicherung, daß der König über die jetzt nicht zu vereinbarenden Punkte seinerzeit die befriedigendsten Erklärungen geben und sie in organischen Artikeln regeln werde. Aber de la Genga, der spätere Papst Leo XII., führte ebenso die Sprache des fünfzehnten Jahrhunderts wie die Kardinäle in Rom. Er verlangte nichts weniger als die Aufhebung des gesamten Staatskirchenrechts, ja er stellte Forderungen, welche die Kurie nicht einmal unter den frühern Fürsten erreicht hatte, und wollte die gründliche Wiederherstellung des frühern katholischen Staates. Den Wünschen der Regierung gab er nur geringe Folge. Da er aber doch das Verdienst, ein Konkordat abgeschlossen zu haben, sich nicht entgehen lassen wollte, so gab er den bayrischen Bevollmächtigten zu verstehen, der apostolische Stuhl könne Rechte, die ihm von Gotteswegen zukämen, niemals in einem Vertrage aufgeben, wohl aber zeitweilig auf die Ausübung dieser Rechte verzichten. Diese Politik de la Gengas war später von ausschlaggebender Bedeutung. Daß sie ganz allein im Interesse der Kurie gelegen ist, versteht sich. Man will auf diese Weise alle Ansprüche des kanonischen Systems beim Abschluß von Verträgen grundsätzlich aufrecht erhalten, um den Buchstaben des Vertrages für sich zu haben und je nach den Zeitverhältnissen auf dessen volle Durchführung dringen zu können. Aber selbst so kam man vorläufig zu keinem Ergebnis. Denn die Zugeständnisse, die der Nuntius gemacht hatte, hob

die Kurie wieder auf. Rom hatte überhaupt keine Eile mit dem Abschluß eines Konkordats. Es wollte auf alle Fälle den allgemeinen Frieden abwarten und hoffte von der Zeit und den Ereignissen das meiste. In München merkte man das und brach die Verhandlungen ab, mit dem berechtigten Bemerken, daß der König alles aufgeboten habe, um ein Konkordat zu stande zu bringen, und am Abbruche des Verkehrs der päpstliche Stuhl infolge seiner maßlosen Ansprüche selbst die Schuld trage.

Nun kam es zu offnem Kampfe. Teilweise noch in die Zeit der Unterhandlungen zu Regensburg fällt die kirchliche Bewegung und der aus ihr hervorgegangne Aufstand in Tirol. Dieses Land, durch den Frieden von Preßburg an Bayern gekommen, hatte zwar unter österreichischer Herrschaft gar manche Verletzung der kanonischen Rechte erfahren, aber im Zusammenhang mit der Vernichtung vieler politischen Freiheiten durch die bayrische Regierung wurde nun auch die Fortsetzung der schon in Oesterreich stattgehabten liberalen Staatskirchengesetzgebung als unerträgliche Last empfunden. Es kam bald zwischen den Bischöfen und der Regierung zu allerlei Differenzen über die wissenschaftliche Vorbildung des Klerus, über Verlegung des Gottesdienstes in der Christnacht „zur Verhütung mancher den guten Sitten und der öffentlichen Sicherheit nachteiligen Mißbräuche“ auf die fünfte Morgenstunde, über Besetzung der Pfarreien. Die Politik der Bischöfe war ganz dieselbe wie die des Nuntius de la Genga und der Kurie selbst. Der Staat sollte sich in allem und jedem der kirchlichen Gesetzgebung beugen und nur das Recht haben, der Kirche den weltlichen Arm zur zwangsweisen Durchführung kirchlicher Satzungen zu leihen. Durch die Widersetzlichkeit der Bischöfe, durch teilweise rasches und gewaltthätiges Vorgehen der Regierung war die Erbitterung aufs höchste gestiegen. Da entflammte ein päpstliches Breve vom ersten August 1807 die Bischöfe zu direktem Ungehorsam und offnem Kampfe. Sie sollten das „sogenannte“ Regierungsblatt nicht als ein legales Organ betrachten und brauchten landesherrlichen Verordnungen über kirchliche Einrichtungen und Gebräuche überhaupt nicht Folge zu leisten, denn die „Meister der heiligen Lehre“ dürften sich nimmermehr dem Urteile von „Laien“ unterwerfen. Die Regierung nahm das Breve als das, was es war, als förmliche Kriegserklärung, und that ihrerseits die ersten offensiven Schritte. Der Fürstbischof von Trient und der von Chur wurden landesverwiesen. In Trient wurde die Regierung der Lage Herr, aber in Chur ergaben sich schwere Verwicklungen. Ueberall sprach man dort von der Verfolgung der Kirche und der Gefährdung des Glaubens. Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeyer, der Kapuzinerpater Haspinger, Josef Speckbacher, „der Mann von Rinn,“ waren die Seelen des Aufstandes, der zugleich mit der Eröffnung des Feldzuges durch die Oesterreicher gegen Napoleon im Jahre 1809 ausbrach. „Im schönen Land Tirol“ wiederhallten die Berge von den Schüssen, welche Tausenden ein frühes Grab bereiteten. Die Empörer siegten und annullirten alle Verfügungen der Regierung in kirchlichen Dingen. Späterhin wurden sie doch unterworfen. Nach der Niederwerfung Oesterreichs behielt Bayern von Tirol das Bistum Brixen; den Süden vereinigte Napoleon mit dem Königreich Italien, den Osten mit Illyrien. Noch lange Jahre währte die Unzufriedenheit mit den Maßnahmen der bayrischen Regierung im Volke von Tirol fort.

b) Der Abschluß des Konkordats

Der Kampf zwischen München und Rom und alle Unterhandlungen ruhten von jetzt an bis zum Sturze Napoleons. Der französische Imperator war der entschiedenste Gegner übertriebner Ansprüche des Papstes gewesen. Mehr als einmal hatte er in freimütigstem Tone die Kurie auf ihre eigentlichen Pflichten hingewiesen.

> Nicht seit heute erst ist die Religion, so hat er einmal geschrieben, das letzte unter den Interessen, welche den römischen Hof beschäftigen ... Der römische Hof will die Unordnung in der Kirche, um sich eine schrankenlose Gewalt anzumaßen und die Vorstellungen von weltlicher und geistlicher Gewalt zu verkehren.

Oft genug hatte sich auch die Kurie der Allgewalt Napoleons gebeugt, wo sie vorher unbeugsam ihre Rechte geltend gemacht hatte. Schließlich war der Papst der Gefangne des Kaisers geworden. Durch den glücklichen Ausgang der Freiheitskriege wurde er aus dieser Zwangslage wieder befreit. Und nun folgte auf die Zeit der Revolution die der Reaktion. Gegen die revolutionären Bestrebungen bildeten sich heilige Allianzen; auf die rationalistische Zeit folgte die Wiedereinkehr in das religiöse Leben. Da erstand auch das Papsttum aus seinem tiefen Falle und holte zu neuen Triumphen aus.

Das bayrische Ministerium nahm die Verhandlungen mit Rom alsbald nach dem Pariser Frieden (1814) wieder auf. Denn es hielt die Errichtung einer Landeskirche für notwendig zur Festigung des Königreichs. Häffelin, der nach der Gefangennahme und Wegführung des Papstes Rom ganz verlassen hatte, wurde wieder dahin abgeordnet. Aber wieder wie vor neun Jahren stand ihm Consalvi gegenüber, der von den alten römischen Ansprüchen auch nicht einen vergessen hatte, sondern ganz die nämlichen Bedingungen stellte wie damals. Wieder verlangte er die Anerkennung, daß sich die staatliche Gesetzgebung der kirchlichen zu beugen habe, wieder sollten alle bisher erlassnen Gesetze aufgehoben und der Katholizismus restaurirt werden, wieder begehrte man mehr Rechte, als die Kirche selbst unter den „frommen“ Herzögen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hatte. Aus allen folgenden Verhandlungen ergiebt sich, daß es der Kurie zu allererst um ihre Souveränität zu thun war.

Leider fand die Kurie bald keinen ebenbürtigen Gegner mehr. Montgelas nämlich wurde am zweiten Februar 1817 nach einer Rückkehr des Königs aus Wien unvermutet entlassen, und das neue Ministerium war nicht aus einem Gusse. Fortsetzer der Politik Montgelas waren der Finanzminister Maximilian Freiherr von Lerchenfeld und der Justizminister Heinrich Graf von Reichersberg. Hingegen neigten Karl Friedrich Graf von Thürheim, der Minister des Innern, und Aloys Graf von Rechberg, der Minister des Aeußern, zur klerikalen Richtung. Ausschlaggebend war insbesondre Rechberg, der uns schon aus den Unterhandlungen mit dem Nuntius de la Genga in Regensburg bekannt ist. Dieser hatte seinerzeit von dem Nuntius den verhängnisvollen Rat erhalten, im Interesse eines Konkordatsabschlusses auf die offne Wahrung der staatlichen Rechte in dem Vertrage zu verzichten, da die Kurie grundsätzliche Zugeständnisse nie gemacht habe und nie machen könne, hingegen einer praktischen Ausübung der staatlichen Hoheitsrechte nichts in den Weg lege. Diesen Grundsatz vertrat nun Rechberg. Auf anderm Wege komme man niemals zu einem Konkordate. Ein solches sei aber für die Regierung höchst wünschenswert, weil die noch lebenden Bischöfe schon im höchsten Alter stünden und bei Erledigung ihrer Stellen sich die Kurie die Gelegenheit nicht entgehen lassen werde, die Regierung in große Verlegenheit zu setzen, indem sie die Bestätigung der etwa vom Könige ernannten Bischöfe verweigere und so unter Klerus und Volk heillose Verwirrung anrichte. So sehr auch Lerchenfeld gegen diese Meinung auftrat und betonte, daß doch auch der Papst an der Besetzung der Bistümer ein Interesse habe, wenn er nicht die ganze katholische Welt gegen sich aufreizen wolle, so sehr er zugleich die höchst bedenklichen Folgen einer Politik bloß stillschweigender Reservationen ins Licht rückte, siegte doch die Ansicht Rechbergs.

Man muß es von Herzen bedauern, daß das bayrische Ministerium von dem päpstlichen Nuntius sich diesen erbärmlichen jesuitischen Grundsatz der stillschweigenden Vorbehalte hat anlernen lassen. Hätte es sich gegen alle kurialistischen Begehrlichkeiten immer offen und bestimmt verwahrt, so hätte sich, wenn auch vielleicht nach einigen Schwankungen, die öffentliche Meinung bei einem entscheidenden Kampfe zwischen dem Staate und der Kurie unzweifelhaft auf Seite des erstern gestellt; auch die billig denkende Mehrzahl der katholischen Bevölkerung würde die Loslösung von Rom schließlich nicht mehr als Mangel empfunden haben. Lerchenfeld hat solche Möglichkeiten vor Augen gehabt und sich wohl überlegt. Er meinte, wenn man den treuen Klerus mit Achtung und Auszeichnung behandle, für theologische Studien und tiefe religiöse Bildung der angehenden Priester sorge, durch neue theologische

Stipendien die geistlichen Studien unterstütze, die wichtigsten Pfarreien stets den würdigsten Geistlichen verleihe, so werde man in der Zeit von zwölf bis fünfzehn Jahren einen geachteten und tüchtigen Klerus herangebildet haben, der den ultramontanistischen Grundsätzen feind, in die Fesseln der römischen Kurie einzugehen weit entfernt, dazu reif sein werde, in Synoden, die vielleicht selbst in Verbindung mit andern kirchlichen Staaten zusammenberufen werden könnten, über die Lage der Kirche im Vaterlande zu beraten. Unwillkürlich überlegt man welche inhaltsschwere Folgen eine ehrliche und offne Unterhandlung mit Rom in diesem Geiste für die bayrische nicht nur, sondern für die ganze deutsche Kirche hätte haben können — —

Bei der nun einmal beschlossnen Nachgiebigkeit der Regierung wenigstens auf dem Papier gegen die Forderungen der Kurie war das Konkordat bald abgeschlossen. Denn wo das Ministerium noch Vorbehalte festgestellt hatte, gab sie der Gesandte auf. Er empfahl einmal, obwohl er auf das genauste angehalten war, über die ministeriellen Vorschläge nicht hinauszugehen, einen Entwurf, welcher dem päpstlichen Stuhle alle Grundforderungen von nur einiger Bedeutung zugestand und dessen Genehmigung geradezu Hochverrat gewesen wäre. Man gab dem Gesandten damals den Geheimen Legationsrat Grafen Xaver von Rechberg, den Bruder des Ministers, an die Seite. Mit Montgelas Sturz vollends war Häffelins Festigkeit ganz dahin. Wahrscheinlich verlockte ihn bereits die Aussicht auf den Kardinalshut. In schroffem Widerspruche mit seiner Instruktion zeigte er Consalvi an, der neue Minister des Innern sei nach den gottesfürchtigen Gesinnungen des Königs und nach seinen persönlichen Grundsätzen und Gefühlen geneigt, den Klerus in den Genuß seiner Rechte wieder einzusetzen und die Würde und Vorrechte der heiligen Kirche aufrecht zu erhalten. Er erklärte sich für ermächtigt, einen Vertrag herzustellen, welcher nicht nur durch neue Dotation der Bistümer und Kapitel das Los des bayrischen Klerus sicherstelle, sondern demselben auch seine Immunität und seine Rechte unter dem Schutze eines weisen und der Religion ergebnen Monarchen gewährleiste. Eine neue Instruktion seiner Regierung belehrte ihn zwar eines Bessern; aber er wollte in Rom die Ueberschreitung seiner Kompetenz nicht eingestehen und unterschrieb am 5. Juni 1817 einen Konkordatsentwurf, welcher der katholischen Kirche alle Rechte zuerkannte, die sie nach den kanonischen Satzungen forderte.

Von jetzt an zeigt sich die Diplomatie des römischen Hofes in ihrem grellsten Lichte. Nur als ein Feilschen kann man die Art der Unterhandlung bezeichnen, wie sie Rom pflog. Mit jedem Zugeständnisse, das die Kurie machte, zwang sie auch der Regierung eines ab, oder machte ein schon gegebnes rückgängig. Auch sonst griff sie zu kleinlichen Mitteln. Man unternahm einmal nachts um elf Uhr den Versuch, den Gesandten in einem Augenblicke zu überraschen, in dem er allein war, um ihn zu einer zweiten Unterzeichnung des Konkordats zu veranlassen. Zu allerletzt erklärte man, wenn der König den noch einmal überarbeiteten, aber nur unwesentlich abgeänderten Entwurf nicht endlich einmal genehmige, so sollten alle bisher gemachten Zugeständnisse als nicht gegeben betrachtet werden. So führte der heilige Stuhl seine Verhandlungen über Kirchenangelegenheiten!

Der König aber unterzeichnete den ihm vorgelegten Entwurf auf das Gutachten der Kronräte hin am 24. Oktober 1817; aus Gefälligkeit gegen Rom behielt man auch noch das Datum vom 5. Juni bei. Das Konkordat war damit abgeschlossen.

Außer dem jesuitischen Grundsatze der stillen Vorbehalte und der Absicht, der bei der Erledigung der Ordinariate drohenden Verwirrung zu steuern, waren für die Minister noch maßgebend gewesen die einmal Erwägung, daß die Geistlichkeit der Ausübung der staatskirchlichen Gesetze, wie sie später in der Verfassung niedergelegt werden sollten, deshalb keinen nachhaltigen Widerstand leisten würde, weil sie aus lauter Einheimischen bestehe und in ihrer Bestallung wie im Bezug der Einkünfte von der Regierung abhängig sei, ferner das, wie sich bald zeigen wird, außerordentlich bedeutsame Vorhaben, durch Erhebung des Konkordats zum Staatsgesetze die landesherrlichen Rechte noch hinlänglich geltend zu machen.

Seinem Wortlaute nach bedeutet das das Datum des 5. Juni 1817 tragende „die innern katholischen Kirchenangelegenheiten im Königreiche ordnende Konkordat mit Sr. päpstlichen Heiligkeit Pius VII.“ nicht weniger als eine vollständige Wiederherstellung des katholischen Staates. In neunzehn Artikeln stellt es das System des kanonischen Rechtes wieder her. Die wichtigsten Artikel sind folgende. Artikel 1:

> Die römisch-katholische apostolische Religion wird in dem ganzen Umfange des Königreichs Bayern und in den dazu gehörigen Gebieten mit jenen Rechten und Prärogativen erhalten werden, welche sie nach göttlicher Anordnung und den kanonischen Satzungen zu genießen hat.

Nach dem zweiten Artikel werden zwei Erzbistümer mit je drei Suffraganbistümern gegründet, nämlich München-Freising mit Augsburg, Passau und Regensburg, dann Bamberg mit Würzburg und Eichstätt rechts des Rheins und Speyer links des Rheins — ebenfalls ein Sieg für Rom, dem eine einzige Spitze der Landeskirche gefährlich schien. Artikel 5 untergiebt die Seminarien „nach den kanonischen Formen der vollkommen freien Aufsicht der Erzbischöfe und Bischöfe“:

> Die Vorsteher und Lehrer in diesen Seminarien werden von den Erzbischöfen und Bischöfen ernannt und so, wie sie es für nötig oder nützlich erachten sollten, auch wieder entfernt werden.

Nach Artikel 12 sollen geistliche Sachen und insbesondre Ehesachen mit Rücksicht auf die Tridentiner Beschlüsse vor dem geistlichen Gerichte verhandelt werden. Der nämliche Artikel giebt die Kommunikation des Klerus mit dem römischen Stuhle wie mit dem Volke vollkommen frei. Artikel 13 verspricht die Unterdrückung von Schriften durch den Staat nach dem Willen der Bischöfe. Artikel 16:

> Durch gegenwärtige Uebereinkunft werden die bisher in Bayern gegebnen Gesetze, Verordnungen und Verfügungen, in so weit sie derselben entgegen sind, als aufgehoben angesehen werden.

Artikel 17 fügt noch den Schlußstein in den Prachtbau:

> Alles Uebrige, was kirchliche Gegenstände und Personen betrifft, wovon in diesen Artikeln nicht Meldung geschehen ist, wird nach der Lehre der Kirche und nach der bestehenden und angenommnen Disziplin derselben behandelt werden.

Der Regierung war außer dem noch zu würdigenden in Artikel 18 nur ein einziges bedeutenderes Zugeständnis gemacht, nämlich die königliche Ernennung zu den bischöflichen Sitzen und zu der Hälfte der Dignitäten und Kanonikate der Domkapitel. —

Der Abschluß des Konkordats wurde in Rom sofort als Sieg des Papsttums über die weltliche Gewalt gefeiert. Auch sonst frohlockten allenthalben die Ultramontanen. Die Protestanten befürchteten das Schlimmste, um so mehr, als man die katholisirende Neigung des Kronprinzen, des spätern Königs Ludwigs I., kannte. Derselbe trat Lerchenfeld gegenüber in einem Briefe aus Rom mit Entschiedenheit für strikte Einhaltung der in dem Konkordate gegebnen Versprechungen ein.

> Das Konkordat hat unser König unterzeichnet, so schrieb er in seinem Lapidarstil, und daß ers treu zu halten vorhat, dessen bin ich überzeugt. Was würde aus teutscher Treue werden, wenn es anders!

Die Organe der protestantischen Kirche und viele Städte wendeten sich mit Petitionen und Denkschriften an die Regierung, damit man ihnen Gewissensfreiheit und politische Gleichberechtigung verbürge. Auch liberal denkende katholische Geistliche sahen in dem Konkordate eine Gefahr für den Frieden zwischen den Konfessionen nnd fürchteten für die gesunde Entwicklung ihrer eignen Kirche. Ebenso zeigte man sich außerhalb Bayerns mißvergnügt.

Die Regierung suchte die außerordentliche Aufregung, die durch das frühzeitige Bekanntwerden des Konkordats hervorgerufen war, einstweilen durch eine königliche Erklärung zu beschwichtigen, welche den Protestanten die ungeschmälerte Erhaltung ihrer Rechte verhieß und außerdem eine ewige Garantie derselben durch die demnächst zu veröffentlichende Verfassung in Aussicht stellte. Die Verfassung war überhaupt der Hoffnungsstern des Ministeriums. Schon während der Verhandlungen über das Konkordat hatten gerade die Vertreter der Politik der stillschweigenden Vorbehalte wiederholt auf die Möglichkeit hingewiesen, die Rechte des Staates in der Verfassungsurkunde ausdrücklich zu wahren; der Artikel 18 des Konkordats selber

besagte, daß das Konkordat, bevor es rechtliche Geltung erlange, vom Staate als Staatsgesetz publizirt werden müsse. So half man sich denn auf folgende Weise aus der Verlegenheit. Ein besondres Religionsedikt, dasselbe, das wir oben eingehend charakterisirt haben, wahrte die Rechte des Staates gegenüber der Kirche. Diesem Religionsedikte hing man eine Schlußbestimmung an, welche lautet:

> In Ansehung der übrigen innern Kirchenangelegenheiten sind die weitern Bestimmungen, in Beziehung auf die katholische Kirche in dem mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossenen Konkordat vom 5. Junius 1817 und in Beziehung auf die protestantische Kirche in dem hierüber unterm heutigen Tage erlassenen eignen Edikte enthalten.

Diese Fassung läßt den Willen des Gesetzgebers deutlich erkennen. Das Konkordat *sollte nur gelten, soweit das Religionsedikt noch keine Bestimmungen getroffen hatte. Das Religionsedikt sollte primäre, das Konkordat sekundäre Geltung haben.* Der Wortlaut der Verfassung schließt jede Möglichkeit aus, daß das Konkordat jemals mit Recht *gegen* das Religionsedikt ins Feld geführt werden kann.

Mit der Publizirung der Verfassung samt dem Religionsedikte, dem Konkordate und dem Protestantenedikte war die kirchenpolitische Gesetzgebung Bayerns an ihrem Ziele angelangt. Wenn auch mit jesuitischen Mitteln, die er sich von der Kurie hatte anempfehlen lassen, aber dennoch thatsächlich *hat der Staat den Sieg über die Kirche davongetragen.* Der Lehrer des Jesuitismus war von seinem Schüler überwunden worden. *Als Souverän ging aus dem Kampfe um die Oberherrschaft der Staat hervor.* M K

Die Religiosität Carlyles

In dem Artikel *Edward Irving* in Nr. 11—13 finden sich drei Bemerkungen über Carlyle, die wir zum Nutz und Frommen ernster Leser einer kurzen Beleuchtung aussetzen möchten. An der einen Stelle wird er „der Menschenfeind von Chelsea,“ an einer andern „mitleidsloser Menschenverächter“ genannt, und am dritten Ort heißt es: „Offenbar war Jane ebensowenig wie Carlyle — wenn man es aussprechen will — religiös beanlagt.“ Zwischen diesen sowohl den moralischen als den religiösen Menschen kritisirenden Bemerkungen besteht offenbar ein innrer Zusammenhang, wie denn der religiöse Mangel sich gewöhnlich auch sittlich bemerkbar macht.

Eine Ehrenrettung Carlyles soll, da er ihrer nicht bedarf, natürlich nicht versucht werden. Vielleicht sind die obigen Worte auch gar nicht so schlimm gemeint. Allein der Gegenstand selbst ist an und für sich höchst wichtig und bedeutsam, da er uns bis an den Rand jener Probleme führt, die unser Jahrhundert so tief bewegen und erschüttern. Nun wird Carlyle das Lob nicht vorzuenthalten sein, daß seine größte Kraft, ja seine Genialität recht eigentlich darin bestand, der Zeit in den Leib zu sehen und ihr wie ein Prophet das zu predigen, was not thut. Durch seine unbestechliche Wahrheitsliebe und durch seine beständige Predigt der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hat er denn auch einen jetzt noch unberechenbaren Einfluß geübt und eine Schule gebildet, die sich nicht etwa in einem Systeme von Gedanken und Formeln gefällt, sondern die Pflege des Charakters als die große Aufgabe der Zeit betrachtet. Es wäre traurig, wenn dieser Mann „ein Menschenfeind“ heißen müßte, wenn dieser sittlich strenge und unerbittliche Denker dem „Religiösen“ so abgewandt gewesen wäre, wie es nach dem Obigen scheint.

Es sei verstattet, mit einer Bemerkung Froudes, des Biographen Carlyles, zu beginnen. Er sagt:

> Carlyles Elend [seine traurige, fast düstre Grundstimmung] hatte seinen Ursprung in derselben Erregbarkeit seiner Natur, die sie zarten und freundlichen Gefühlen so zugänglich machte. Geniale Naturen haben eben feinre Empfindungen als gewöhnliche Menschen. Sie gleichen der Aeolsharfe, die jedem Winde, der sie berührt, Antwort giebt, bald tief und lieblich, bald wild und zerrissen wie zu einem heftigen Schrei gesteigert, wenn ein plötzlich vorübergehender Windstoß durch die Saiten fährt.

Aristoteles, glaube ich, nennt die Wehmut das Erbteil großer Männer. Ihre oft verzweifelte Stimmung ist daher kein Beweis von Menschenfeindschaft oder Menschenverachtung, eher vom Gegenteil, von einer tiefen, feinfühligen, unbegrenzten Sympathie mit ihren Mitgeschöpfen, zugleich freilich ein Zeugnis für die durchdringende Kraft ihres durch keine Illusionen geblendeten Wahrheitssinnes. Der Herr Jesus Christus ergrimmt bekanntlich zuweilen über „das böse, ehebrecherische Geschlecht,“ ja er schwingt die Geißel über sie, er ruft das Wehe aus, oder seufzt; und es wird einem aufmerksamen Blicke die Wehmut nicht entgehen, die auf seinem Angesichte liegt, der Schatten auf dem Lichtbilde seiner Liebe. Dennoch sieht man ihn gerade zu den „Schlechten,“ den Ausgestoßnen der Menschheit mit besondrer Liebe sich herablassen und seine Jünger aussenden zur Rettung einer verlornen Welt.

Dieser scheinbare Widerspruch wäre nicht zu verstehn, wenn es nicht ein Doppeltes gäbe, eine Macht des Lichts und eine Macht der Finsternis, zwei sich bekämpfende Reiche, deren Widerstreit sich in den Stimmungen einer reinen, von tiefer Sympathie erfüllten Seele wiederspiegelt. Je entschiedner der Mensch Partei nimmt, je entschiednerer sich auf die Seite des Guten stellt, desto mächtiger wird auch die düstre Unterströmung, genährt von den beständigen Kämpfen, zu denen ein reines Streben führt, sich geltend machen. Wir finden sie in allen echt religiösen Naturen, bei Moses, David, Elias, Paulus und Luther. Sie ist besonders stark bei Carlyle. Sie ist überall da, wo der Mensch Gott als den *Heiligen* und *Gerechten* erkannt hat, als „ein Licht, in dem keine Finsternis ist.“

Eine ästhetische Auffassung der Gottheit dagegen, wie sie teilweise dem Pantheismus eignet, führt zur Vermischung und Verwischung, zur Abdämpfung und Schwächung der Farben. Es entsteht leicht ein Grau in Grau, wobei das lichte Weiß die Kosten zu bezahlen hat. Die Schwäche der Gegenwart liegt darin, daß ihr Himmel und Hölle keine Realitäten mehr sind und darum der unendliche Gegensatz von Gut und Böse sich in ein mattes Quidproquo von relativen Zuständen verwandelt hat. Tout comprendre c'est tout pardonner ist der schwächliche Grundsatz dieses mattherzigen Geschlechts. Ebenso ist aber auch die intellektuelle Betrachtung Gottes, wie sie der Deismus und Rationalismus und sogar jeder Orthodoxismus an sich hat, gewissermaßen ein Polsterkissen, auf dem es sich mit einiger Behaglichkeit ausruhen läßt. Die Gedanken über Gott treten an die Stelle des Lebendigen selbst.

Nur die *ethische Religiosität* gleicht jenem stets brennenden Feuer, das zwar den Menschen ganz ergreift, aber nur um ihn im fortwährenden Dienste Gottes zu heiligen und zu läutern. Ihm bleibt keine Wahl, als sich selbst beständig dem Heiligen und ewig Guten zum Opfer zu bringen. Denn „unser Gott ist ein verzehrendes Feuer“ (Hebr. 12, 29).

Man kann dieses Bibelwort der Religiosität Carlyles als Motto vorsetzen, und zwar, wenn wir das „Verzehrende“ vorzüglich in der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes suchen. Sein Gott hat Himmel und Erde wahrhaftig nicht umsonst geschaffen; er hat nicht vergebens seiner Schöpfung die ewigen Grundgesetze eingeprägt. Ungestraft sie beiseite lassen, wird sich jedesmal bitter rächen. Gott läßt sich nicht spotten. Daher wird jede Thorheit, jedes unwahre Wort, jede ungerechte That ihre verderblichen Spuren zurücklassen. Denn sie sind ein Verbrechen am Weltganzen. *Ihre Folgen* bleiben zurück, auch wenn die Schuld durch Reue getilgt wird. Möge daher der Mensch vor allem einen festen Glauben haben, d. h. seine Stellung, seine Verantwortlichkeit im Weltganzen klar erkennen, um sich zu entscheiden, ob er Gott oder „dem Teufel“ — so nennt Carlyle das ganze Reich der Lüge und der Ungerechtigkeit — dienen will! Er selbst hat seine Stellung genommen. Seine Schriftstellerei sieht er als das Opfer an, das er auf dem Altare Gottes den Menschen zum Besten darzubringen hat. Darum ist jedes Carlylesche Buch eine That, ein Prophetenruf, womit er seinem Herzen Luft macht und seine heilige Pflicht zu erfüllen glaubt. Mag er in seinem Sartor resartus in ironisch-humoristischer Allegorie die ganze Welt der Scheindinge enthüllen oder in seiner Französischen Revolution einen Dithyrambus auf die rächende Gerechtigkeit Gottes anstimmen, oder in Past and Present die Geister der Vergangenheit wider das

in Mammonismus und verlognen „Dilettantismus“ versunkne Geschlecht der Gegenwart heraufbeschwören, oder mag er in seinen berühmten Vorträgen über „Helden und Heldenverehrung“ dem Kultus einer schwächlichen Humanität die Verehrung der Genialität als eines Gotteszeichens entgegensetzen, oder als Historiker Cromwell als den Mann, der da glaubte, was er sagte und was er that, Friedrich den Großen als den Feind des Scheinwesens und der Heuchelei zeichnen, mag er in seinen Flugschriften die sentimentalen Duseleien der Menschen geißeln, er ist überall derselbe unerschrockne Kämpfer Gottes und Vorkämpfer derjenigen, die Gewalt und Unrecht leiden.

Aber war denn Carlyle ein Christ? Er stand freilich mit der Kirche nicht auf bestem Fuße und redete durchaus nicht die Sprache Kanaans. Zuweilen sogar wird er zornig und schleudert der Kirche ein Schimpfwort zu, wie es ein Radikaler vom reinsten Wasser nicht saftiger erfinden könnte. Auf die Bibel bezieht er sich sehr wenig, wenn er sie auch, und namentlich das Alte Testament, als eine Art Elementarbuch des Glaubens an Gott in hohen Ehren hält. Woher hat er also seinen Glauben? Denn der Glaube läßt sich nicht aus den eignen Fingern saugen.

Ja, woher hat einer sich selbst? Wir springen nun einmal nicht wie die geharnischte Pallas aus dem Haupte des Zeus mit einemmale hervor, sondern wir ruhen auf gar vielem, das vorausgehen mußte, um uns zu dem zu machen, was wir sind. So ruht denn auch der Carlylesche Glaube auf gar vielem, was vor ihm war: zunächst auf Vater und Mutter, und dann diese wieder auf dem schottischen Calvinismus und Puritanismus u. s. w. Das hat Carlyle auch nie geleugnet. Er hat im Gegenteil, wenn er von den wirklich Gläubigen sprach, stets in Ehrfurcht auf seine Eltern hingewiesen, arme Handwerkersleute, die ihm doch stets als die verkörperte Gottesfurcht und als die wahrhaftigsten Christen, die er kannte, erschienen sind. Die eigentliche Grundlage seines Wesens ist ihm durch sein Elternhaus gegeben worden. Dann hat es einmal eine Zeit gegeben, wo er wie fast alle ehrlichen Menschen unsrer tiefzerrissnen Zeit zu zweifeln anfing und dann nach seiner durchdringenden Art gründlich zweifelte, bis sozusagen nichts übrig blieb von allem, worauf Menschen sich zu stützen pflegen. Ueberlieferung, verba magistri, Lehrsätze, Systeme, Verfassungen, nichts bestand vor seiner schonungslosen Kritik. Alles das seien Hüllen. Wo aber ist das Wahre, jene Wahrheit, um die jene menschlichen Decken und Kleider nur spielen wie Ranken um den Stamm? Seine unerbittliche Wahrheitsliebe konnte sich nicht mit den Hülsen zufrieden geben.

England hat neben dem äußern Bekenntnis des Christentums (gleichsam seinem Anstandskleide) die Nationalökonomie, die dem Christentume widerspricht, als praktisches Glaubensbekenntnis angenommen, als ob man an beide zugleich glauben könne. Das Christentum lehrt uns, daß die Sucht, Geld zu erwerben, die Wurzel alles Uebels sei; die Nationalökonomie, daß, je mehr ein Mann Geld erwirbt, es desto besser für ihn sei.

Es erinnert dies an des Elias Wort: Ist Jehovah Gott, so wandelt ihm nach, oder ist Baal Gott, so wandelt ihm nach!

In diesem seinem radikalen Eifer um die Wahrheit kennt er doch keine andre Wahrheitsquelle als das Thatsächliche, das Gott in Natur und Geschichte geschaffen hat. Regard on facts! Sieh auf die Thatsachen! ist sein Wahlspruch. Darum ist ihm Goethe der Größte unter den Modernen, weil er einzig der Entzifferung dieser Lapidarschrift Gottes in Raum und Zeit sein ganzes Leben gewidmet hat. Doch darin geht Carlyle über ihn hinaus, daß er den moralischen Thatsachen, wie sie die Weltgeschichte liefert, den Vorzug vor den ästhetischen und physischen giebt, die stummer sind als jene und erst der Deutung fähig werden, wenn man jene, die uns näher liegen, erkannt hat. Ja es ist das ein Vorwurf, den er gegen Goethe und Schiller erhebt, daß sie dem Aesthetizismus mehr als billig gehuldigt hätten. Sein durchgreifend sittliches Prüfen und Urteilen läßt ihn als die Grundgesetze der Welt, ohne die ein geordnetes Menschenleben nicht möglich sei, dieselben erkennen, die schon am Sinai aller Gesetze Grundlage waren: Habt Ehrfurcht vor Gott, seid wahr und seid gerecht gegen eure Nächsten! Denn Gott ist ein starker und eifriger Gott!

Daß Gott sei, ist ihm so gewiß wie sein eignes Dasein.

Ganz wie der Psalmist (Ps. 94, 9) denkt er, daß wir, mit Verstand und Gewissen begabt, nur von einem Wesen herrühren können, das höchste Weisheit und Heiligkeit besitzt.

Dennoch ist ihm das Leben ernst und schwer, fast traurig. Der Weg der Menschheit, mit dichten Hüllen verhängt, schließt nicht aus, daß sie irre geht, lange Zeit hindurch wie verblendet ihr Glück in verkehrter Richtung sucht und erst durch die Folgen ihres Thuns, durch die Ruten, die sie sich selbst aufgebunden, zur Vernunft gebracht wird. Carlyle tröstet sich nicht damit, daß der Mensch irrt, so lange er strebt. Besonders da ihm die Gabe der Kassandra eignet, heller zu sehen als die andern, trägt er schwer an der Last der Welt. Ob er sie sich nicht selbst zu schwer gemacht, sich zu viel zugemutet, Gott doch zu wenig vertraut hat? Fast könnte es so scheinen.

Allein er glaubt auch an das Eingreifen der Vorsehung, wenn auch in seiner eigentümlichen Weise. Nicht wie sichs der gemeine Mann denkt, wie der schlichte Glaube meint, daß Gott unmittelbar in Leben und Schicksal der Menschen hineingreife, kann er es sich vorstellen. Nach ihm giebt die Vorsehung nur von Zeit zu Zeit in das Dunkel der Welt etwas von ihrem Lichte ab, um der Menschheit vorwärts zu helfen auf ihrem langen und gefährlichen Wege, den sie zu gehen hat. Solche Lichter sind ihm die „Heroen,“ die großen Geister, die dazu dienen, der Weltgeschichte neue Triebe, neue Anstöße zu geben. Daß er z. B. Luther darunter zählt, versteht sich von selbst. Warum aber giebt er dann in seinen Vorträgen über „Helden und Heldenverehrung“ Christus keinen Platz?

Selten nennt er ihn, dann aber stets mit Ehrfurcht. Ein tiefres Eingehen auf seine Person und sein Erlösungswerk vermeidet er. Ein Leben Jesu zu schreiben, meinte er einst, sei wohl möglich, aber nicht ratsam. In dieser Unsicherheit der Thatsachen aller Thatsachen gegenüber erinnert er fast an den Vorläufer Christi und dessen Frage: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? Solch ein energischer Johannesgeist, solch eine Verachtung alles Scheins und aller Lüge, solch ein heiliger Eifer um Gott ist ihm eigen, und doch — der Kleinste im Himmelreich ist größer als er! Wie oft hat er, wenn er sich das Schwere, das noch auf dem Wege der Menschheit liegen mag, vorstellte, sich auf jenes mystisch-tiefe Weihelied Goethes bezogen, das anhebt: Des Maurers Wallen, es gleicht dem Leben. Noch auf seinem Totenbette führt er die Schlußworte im Munde: Wir heißen euch hoffen. Einerseits ermahnt er beständig mit dem Liede zum Vorwärtsdringen, anderseits weiß er, wie sich die Schwierigkeiten häufen werden:

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Carlyle ist keine neutestamentliche Gestalt. Der Calvinismus seiner Heimat hat stets eine Vorliebe für das Alte Testament gehabt. In Carlyle erwacht noch einmal das Prophetisch-Heroische dieser Frömmigkeit. Er findet sich im neunzehnten Jahrhundert einsam; daher seine Traurigkeit, die oft wie Verbittrung erscheint. Und dennoch dieser ungebrochne Mut, der von der ewigen Forderung nicht ein Jota nachläßt! Das nennt er Glaube. Der Mischmasch von Wahrheit und Lüge, den er überall in der Gegenwart erblickt, ist ihm ein Paktiren mit dem Teufel.

Und ich frage, hat dieses Geschlecht eine solche Geißel nicht verdient? Kam es bloß in England vor, daß ein herzloser Reichtum, der noch dazu das Aushängeschild des Christentums trug, sichs wohl sein ließ, während des armen Lazarus Wunden gen Himmel schrien? Niemand hat gewaltiger als Carlyle gegen eine „Rebhühner jagende und Fuchshetzen veranstaltende“ Aristokratie und eine hartherzige, mammonistische Plutokratie, niemals jemand beredter für den armen Mann gezeugt. Er war gleich den Propheten Israels ein Eiferer für Gott und für die Armen und Geringen im Lande. Während in der privilegirten Staatskirche noch niemand sich zu ihren Gunsten rührte und keiner der hohen Politiker die soziale Frage studirte, hatte Carlyle sie als die Frage der Zukunft erkannt und unablässig auf

ihre Dringlichkeit aufmerksam gemacht. Dieser Ruhm soll ihm ungeschmälert sein. Er war ein Rufender in der Wüste:

Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott. Alle Thäler sollen erhöht werden, und alle Berge und Hügel sollen geniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckrig ist, soll schlicht werden: denn die Herrlichkeit des Herrn soll geoffenbaret werden, und alles Fleisch soll sehen, daß des Herrn Mund redet! W

Der unabhängige Orden der guten Templer

Unter den auf dem Kongresse für innere Mission in Kassel über die Rettung der Trinker gestellten Thesen lautete die zehnte folgendermaßen:

Die seit etwa fünf Jahren im deutschen Norden (Schleswig) sich einbürgernden Gut-Templer-Logen sind Enthaltsamkeitsvereine im strengsten Sinne. Sie fordern von ihren Mitgliedern ein lebenslängliches Enthaltsamkeitsgelübde und verwerfen nicht nur den Genuß, sondern auch die Herstellung, den Verkauf und den Schankbetrieb aller alkoholhaltigen Genußmittel.

Das Vereinsleben dieser Logen will die Mitglieder nicht nur gesellig unterhalten und wirtschaftlich unterstützen, sondern auch moralisch bessern und trägt einen ganz allgemein-religiösen Charakter ohne konfessionelle Ausprägung.

Das geheimnisvolle, dem Freimaurerorden nachgebildete Zeremonienwesen hat pädagogische Zwecke und kann als Klugheitsmaßregel verstanden und getragen werden.

Da Aerzte, Richter, Kommunalbeamte und Geistliche in Nord-Schleswig die erzielten Erfolge bestätigen, bildet diese „Freimaurerschaft der Enthaltsamkeit" eine beachtenswerte Selbsthilfe des Arbeiter- und Handwerkerstandes gegen die Alkoholgefahr. Eine direkte Unterstützung derselben durch die innere Mission schließt sich jedoch wegen der prinzipiellen Unterschiede beider aus.

Da es in Kassel nicht möglich war, diese Sätze näher zu erläutern, werden den Lesern dieses Blattes wenigstens einige Angaben über die gegenwärtige Ausbreitung des Ordens in Deutschland willkommen sein, zumal sie aus direkter Quelle geschöpft sind.

Der „unabhängige Orden der guten Templer" (Independent order of good templars) ist im Jahre 1884 aus Dänemark in Schleswig eingeführt worden. Zuerst wurde in Hadersleben, der nördlichsten Stadt, eine Loge mit 12 Mitgliedern gestiftet. Von hier aus verbreitete sich der Orden weiter nach Süden; es wurden in Apenrade, Flensburg und andern Nachbarstädten mehrere Logen errichtet, sodaß der Orden Anfang 1888 zwanzig gut arbeitende Logen zählte und daran gedacht werden konnte, eine selbständige Großloge zu errichten. Sämtliche Logen in Schleswig waren früher der Großloge in Dänemark und später der „hochedlen Großloge" in Amerika untergeordnet. Durch einen Abgesandten der letztern, Victor Holmes, wurde in Apenrade am 12. Februar 1888 die erste Großloge von Deutschland gegründet. Sie erhielt den Namen: „Deutschlands Großloge J. O. G. T. Nr. 1" und hat dänische Geschäftssprache. An der Spitze steht der Hochwürdige Großtempler J. Wollesen, Buchhalter in Apenrade. In dem seit jenem Tage bis jetzt verflossnen ersten Geschäftsjahre sind 16 weitre Logen gegründet, sodaß der Orden jetzt in Deutschland 36 arbeitende Logen hat. Um nun den Uebergang zwischen deutscher und dänischer Sprache und Bevölkerung möglichst zu erleichtern, wurde am 20. Januar 1889 in Flensburg eine Distriktsloge mit deutscher Sprache errichtet. Der Orden wird nun von Flensburg aus weiter nach Süden vorzudringen suchen. Er hat bis jetzt schon in Deutschland etwa 1000 Mitglieder gewonnen, übertrifft also nach fünfjähriger Thätigkeit die deutschen Enthaltsamkeitsvereine, die auf eine fünfzigjährige Thätigkeit zurückblicken, etwa um das Doppelte. Das Organ für den Guttemplerorden erscheint bis jetzt nur in dänischer Sprache. Doch wird die Distriktsloge möglichst bald ein deutsches Blatt herausgeben.

Zur Errichtung einer Loge gehören wenigstens zehn Personen, die das Gelübde ablegen: weder spirituöse noch Malzgetränke, Wein oder Cider (Obstwein) herstellen, kaufen, verkaufen, andern zum Trinken liefern oder liefern lassen zu wollen, vielmehr der Herstellung, dem Verkaufe und Gebrauche dieser Getränke in jeder geeigneten Weise entgegen zu arbeiten. Die Beamten einer „Untergeordneten Loge" sind: ein

Hoch-Templer, ein Vize-Templer, ein Sekretär, ein Finanz-Sekretär, ein Schatzmeister, ein Kaplan, ein Marschall, zwei Wächter, ein Hilfssekretär, ein stellvertretender Marschall, ein Rechter-Hand-Unterstützer, ein Linker-Hand-Unterstützer. Die Pflichten dieser Beamten sind bis ins einzelne genau vorgeschrieben. Konstitution, Regeln, Rituale, Zeremonien und Gebräuche des Ordens, Behandlung von Aufnahme, Vergehen, Klagen, Austritt, Strafen, Privilegien sind streng festgesetzt. Die Loge arbeitet im Geheimen. Das Paßwort, die geheimen Zeichen, die Geschäfte und Vorgänge in der Loge dürfen niemandem verraten werden. Mitglieder, die lasterhafte oder unmoralische Gewohnheiten haben, wodurch sie sich selbst, ihre Familie oder den Orden schädigen oder ihm zur Schande gereichen, werden ausgestoßen. Zur Mitgliedschaft wird keine Person unter zwölf Jahren zugelassen, mit Ausnahme von Kindern von Logenmitgliedern, die das achte Jahr überschritten haben. Wenn Mitglieder erkranken, werden sie innerhalb 24 Stunden nach Anzeige der Krankheit von den Kranken-Komitees besucht. Diese leisten dem „Bruder" oder der „Schwester" jeden nötigen Beistand und bestimmen, wenn Krankenwärter notwendig sind, je zwei Mitglieder für jede Nacht, die diesen Liebesdienst unentgeltlich verrichten.

Die „Konstitution für Groß-, Distrikts- und Untergeordnete Logen des Unabhängigen Ordens der Guten Templer" ist 1886 durch die Hoch-Großloge in Amerika angenommen und veröffentlicht. Die „allgemeine Regel," mit der sie beginnt, lautet so:

Niemand kann Mitglied dieses Ordens werden, der nicht an die Existenz eines allmächtigen Gottes als Leiter und Regierer aller Dinge glaubt und willens ist, die Verpflichtungen unsers Ordens lebenslänglich auf sich zu nehmen. Unter dieser Bedingung sind alle Klassen der Bevölkerung in unserm Orden willkommen: die Jugend, um sie vor den Fallstricken des Versuchers zu schützen; der Trunkenbold, dem es mit seiner Besserung Ernst ist, um ihm behilflich zu sein, sich aus den Banden eines Lasters zu befreien, das ihn notwendigerweise ins Verderben stürzen muß; der moralisch und gesellschaftlich gut beanlagte Mensch, um durch eine Vereinigung dieser Gesellschaftselemente die Sache der Mäßigkeit und Moralität besser zu fördern.

Jede Loge hält wöchentlich eine Versammlung, in der niemand mehr als zweimal oder fünf Minuten über denselben Gegenstand reden darf. Alle Mitglieder haben sechs Grade durchzumachen, den der Probe, der Treue, der Barmherzigkeit. Nur wer den dritten erlangt hat, ist ein richtiger Guttempler und kann zu den drei folgenden Graden der Großloge, der Würdig-Großloge und der Hochwürdig-Großloge zugelassen werden. Die verschiednen Grade werden durch verschiedenfarbige Kragen kenntlich gemacht, die mit Borden, Rosetten, Sternen ꝛc. besetzt sind. Die Einweisung in den jedesmaligen neuen Grad ist mit der Ablegung eines neuen Gelübdes verbunden.

Ueber die Neueinrichtung einer Loge, die sich auf mindestens 200 Mark beläuft, schreibt Filskow (Der Guttemplerorden, Flensburg, 1888; Preis 50 Pfg.):

Es wird ein abseits liegendes Haus für eigne Rechnung entweder gekauft oder gemietet. In demselben müssen wenigstens zwei Zimmer, ein äußres und innres, vorhanden sein. In den meisten Fällen wird aber ein Haus erworben, welches so groß ist, daß ein verheirateter Bruder darin wohnen kann, um die Aufsicht darüber zu führen. Das vordre Zimmer dient als Aufbewahrungsort für die Abzeichen der Mitglieder u. s. w., das innre ist das Versammlungs- oder Sitzungszimmer. In allen Zimmern sind die Fenster dicht behangen, damit Neugierige nichts von den Verhandlungen erfahren sollen. Ueberall brennen Lichter. Das Haupt-, das Sitzungszimmer ist, je nachdem der Loge Mittel zur Verfügung stehen, mehr oder weniger hübsch ausgestattet. In der Mitte steht ein Altar, auf welchem eine Bibel, ein Kruzifix und brennende Lichter sich befinden. Zu beiden Seiten stehen Sitze für den frühern obersten Templer (Leiter der Loge) und den L. D. (Logen-Deputirten, d. i. der Vertreter nach außen hin), vor demselben ist ein Sitz für den Kapellan, und im Hintergrunde, auf einer Erhöhung, sind Sitze für den obersten Templer (O. T.) und dessen Handlanger angebracht. An der Wand über dieser Erhöhung hängen die Fahnen derjenigen Länder, in welchen der Gut-Templer-Orden eingeführt ist, womit bekundet werden soll, daß derselbe vollständig international ist und sich mit Politik durchaus nicht abgiebt. An den übrigen Wänden befinden sich die verschiednen Sinnbilder des Ordens, wie das Kreuz des Glaubens, der Anker der Hoffnung, das Herz der Liebe, der Hammer und der Schlüssel, die verbundnen Hände der Gerechtigkeit. Ferner sind auch Bilder mit biblischen Darstellungen angebracht u. s. w. Im Vordergrunde sind Stühle oder Bänke für die übrigen Mitglieder aufgestellt.

Wenn die religiöse Aufnahmebedingung auch nur der Glaube an einen allmächtigen Gott ist, so bekennen sich doch thatsächlich

die Mitglieder der Logen in Deutschland zum Christentum. Ein Altar mit aufgeschlagner Bibel ist der Mittelpunkt des Versammlungsraumes. Es wird gesungen, gebetet, berichtet, ermahnt, beraten und deklamirt. Die Aufnahmezeremonie ist besonders eindrucksvoll. Propst Kier in Tondern, der dem Orden nicht angehört, aber ihm wie viele Geistliche jener Gegend wohlwollend gegenübersteht, berichtet über solche Aufnahme in einem Flugblatte des „Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ u. a. folgendes:

Es sollten zwei Eheleute, von denen der Mann ein ganz verkommner Säufer war, aufgenommen werden. Nachdem die Ballotage keine schwarze Kugel ergeben hatte, holten die Marschälle die Eheleute herein. Ein Gesang „Willkommen, willkommen in treuer Freunde Kreis“ empfing sie. Sie wurden gerade vor den Präsidenten hingestellt. Die Ermahnungen, die nun erfolgten, waren ernst und einfach, ohne irgend welchen persönlichen Tadel. Dem armen Menschen liefen die Thränen über die Wangen, als ihm gesagt wurde, wie große Pflichten er übernehme, welch ein Segen aber auf der Treue ruhe. Sie wurden dann zum Kaplan und andern Beamten hingeführt, sämtliche Bibelsprüche wider Trunkenheit und Wein wurden verlesen, auch die Aufzählung der zeitlichen üblen Folgen des Trinkens nicht übergangen, dann eingeschärft, daß niemand sich hier gegen irgend ein religiöses oder bürgerliches Gesetz verpflichte, endlich kam das Gelübde selbst, vor dem Altar und als vor Gott, jedoch ohne Schwur abgelegt. Feierliches Wassertrinken folgte, wobei dies Getränk als das rechte, reine, von Gott allen lebendigen Wesen geschenkte Labsal gepriesen wurde. Endlich aber schloß die Einweihung mit einer eben so hübschen als eindrucksvollen Zeremonie ab. Auf ein gegebnes Zeichen standen alle Anwesenden auf, jeder reichte seinem Nachbarn die Hand, und so bildeten sie einen Ring um die Neueingeweihten, und mit erhobner Stimme verkündete der oberste Templer, daß der Orden sie immerdar mit einem solchen Ringe umschließen werde, sie schützen und schirmen gegen Versuchung und Fall, ihnen beistehen und helfen werde mit brüderlicher Liebe in Not und Tod. . . . Der Abend schloß mit einem Gesang und mit einem Gebet, welches der Kaplan, ein alter würdiger Werkmeister, verlas, ein Mann, der immer nüchtern gewesen war, und nur aus Eifer für eine Sache, die vielem Elende vorbeugte und manchen Kameraden rettete, in den Orden eingetreten war. Um elf Uhr gingen wir mit „Gute Nacht“ nach allen Seiten auseinander. Ein Mann und eine Frau, die mir schon in der Loge freundlich bekannt zugenickt hatten, sprachen mit mir beim Fortgehen, wie mir nun dieser Verein gefalle, denn vom Sozialdemokratwerden hatte ich dem Manne einst abgeraten. Wie sollte ich ihn nicht loben? Das Zusammensein war in der That sehr hübsch gewesen, wahrlich besser und zufriedenstellender als ein Gelage, wo das Getränk, seis Bier, seis Champagner, in Strömen fließt.

Was die Erfolge des Ordens betrifft, so ist eine Statistik darüber nicht bekannt. Die Alkoholleidenden bilden nie eine Klasse für sich im Orden, sondern werden den andern Mitgliedern völlig gleichgestellt. Deshalb werden auch die Ordensmitglieder selbst nicht angeben können, wieviel geheilte Trinker unter ihnen sind. Soviel steht aber nach den Mitteilungen des Propstes Kier und andrer Schleswigscher Geistlichen, ferner der dortigen Aerzte und Kommunalbeamten fest, daß die verlorensten Subjekte, ja gänzlich verkommne Frauenzimmer im Orden andre Menschen geworden sind. Es giebt Aerzte und Geistliche, die die gesegnete Thätigkeit des Ordens geradezu bewundern.

Das Geheimnis seiner Kraft liegt in der persönlichen Aufopferung der Mitglieder, die den „Bruder“ mit unzerreißbaren Banden der Liebe und Fürsorge umgeben, sodaß er seinem frühern verderblichen Umgangskreise gänzlich entzogen wird. Derselbe Gedanke liegt den Trinkerasylen in der evangelischen Kirche und den Vereinen des Blauen Kreuzes zu Grunde, tritt aber in ihn noch lebendiger und kräftiger hervor, da sie nicht auf dem Grunde einer ganz allgemeinen Religiosität, sondern auf ausgesprochen christlichem Grunde sich aufbauen.

M—s

Bücher und Schriften

(Zeitgemäße Knittelverse von Veracius Rusticus) Bei Johannes Alt in Frankfurt a. M. ist für zwei Mark ein treffliches Büchlein zu haben, betitelt: Meletemata ecclesiastica. Zwar nicht alamodische aber verhoffentlich nützliche Betrachtung angestellt von Veracius Rusticus. Motto: Juvenal Sat. 1, 1 f., zu deutsch:

Soll ich so ferner in meinem Winkel
Immer nur sehn nach Hahn und Hinkel
Und zu allem, was draußen die Herrn
Reden und treiben, das Maul aufsperrn?

Wie ein erfrischendes Frühlingsgewitter sind mir die sechs Gesänge des Winkelsdorfer Satirikers (oder Kapuziners!) durch die Seele gegangen:

vom Begehren [der evangelischen Kirche und Geistlichkeit] nach weltlichen Ehren; von den verbesserten alten Kirchenliedern; vom Lutherfest- und andrem Spiel; von der neuchristlichen Schöngeisterei; von Generalvisitationen; vom Predigen. Statt viele Worte darüber zu machen, schreibe ich lieber etliche Verse aus. Da heißts im Kapitel von der neuchristlichen Schöngeisterei:

Und wie siehts denn nun aus auf christlicher Seite,
Wenn man prüft die Läng und die Breite,
Was die, welche mit Hand und Mund
Zum Herrn sich bekennen, für bessern Grund
Legen in der Litteratur
Im Dienste christlicher Kultur? . . .

Ja, hör ich antworten, freu dich im Gemüt,
Die christliche Litteratur ist herrlich erblüht!
Sieh doch, wie sie üppig ins Kraut geschossen,
Wie fleißig ihr Garten gedüngt und begossen;
Christliche Geschichten, Roman' und Novellen
Den unchristlichen zu Hauf wir entgegenstellen,
Daß wir, den bösen Geist zu dämpfen,
Ihn mit seinen eignen Waffen bekämpfen . . . .

Fromme Worte man freilich genug drin findt,
Aber nicht voll Geist, sondern voller Wind.
Ein Christentum herrscht da weich und gefühlig,
Plätschert um die Seele wie laues Spühlich,
Hat keinen Ernst nicht, keinen Saft und Mark,
Ist allermeist ein rührseliger Quark.
Bekehrung, Glaube und göttlich Leben
Wird alles gar billig abgegeben
Und „Christsein, ach, was'n sanft, lieblich Wesen,“
So kann mans in tausend Wendungen lesen.
Aber das ist ein seelengefährlicher Wahn . . . .

Unbarmherzig geht der Sänger mit den modernen Kanzelvirtuosen ins Gericht. Mit dem Zeugnis des Stephanus und der Apostel, die sich wie ein Messer in die Gewissen bohrte, vergleicht er, was heute die Predigt gerade so mancher vielgepriesnen Prediger geworden ist:

Heut ist sie oft worden 'ne fromme Rührung
Und süßer Gedanken Auf-die-Weideführung,
Daß die Leut auch den Himmel weit offen glauben,
Aber bleiben nach wie vor geistliche Schlafhauben,
Kriegen Christum ins Gefühl, in den Witz,
Aber es schreckt sie nie der Wahrheit Blitz,
Daß sie vor Gott sich erkennen nackt und bloß
Und fühlen im Herzen den Todesstoß,
Ohn den es giebt kein Auferstehn.

Aber ich will dem Verleger den Schaden nicht thun, noch mehr auszuschreiben: für wen das Büchlein gedruckt ist, der wirds nun wohl gemerkt haben. Die Ausstattung ist vorzüglich angemessen und erhöht den Genuß wesentlich.

Zur Absicht des Ganzen nur noch dies. Ohne eine kräftige Einseitigkeit gerät dergleichen nicht; ich habe doch Kapitel für Kapitel herzlich zustimmen können und mir manches hinter die Ohren geschrieben. Es ist alter, guter, echter Lutherscher Geist, den man da atmet. Nur wegen des dritten Kapitels, in dem ich doch wiederum ein Hauptkapitel erkenne, hätte ich mit Veracius zu rechten. Zwar wenn er vor Ueberschätzung der Wirkung des Lutherfestspiels, vor Verquickung der Andacht mit dem Vergnügen warnt, hat er ohne Zweifel Recht. Aber wenn er verwirft, daß die Kirche dem Volke Freudenmeisterin werde, ihnen die rechte Kunst, als Christen sich zu vergnügen, lehren soll, unter unmittelbarer Beziehung auf den Kasseler Kongreß für innere Mission, und dagegen — allerdings mit Luther — erklärt:

Das Wort, das Wort, das **Wort** muß es thun —

so schießt er über das Ziel hinaus. Denn die christlichen Volksfreunde, die jene auch in diesen Blättern*) vertretnen Forderungen stellen, setzen ja selbstverständlich voraus, daß die Predigt des Wortes voll und rein im Schwange geht; aber sie finden, daß nebenher ein Dienst der Liebe gethan werden muß, den oft gar so unbeholfnen Leuten durch Anleitung und Beispiel zu zeigen, was das heißt, nun auch unter allen Umständen christlich leben. Dazu braucht es ja freilich nicht Pastoren, das Beispiel kann und soll jeder „schlechte Laie“ geben: aber wenn der Pastor die Gabe hat, wie sollte er mit der Gabe nicht dienen? Und unser Bußprediger stellt sich ja auch nicht nur auf die Kanzel, sondern schreibt bei allem Ernst kurzweilige Knittelverse und läßt sie drucken!

Das mit Gunst, Herr Veracius Rusticus von Winkelsdorf! Und singen Sie nur ja weiter!

R

(Bremer Protestantentag) Die Verhandlungen des siebzehnten deutschen Protestantentages zu Bremen am 10. und 11. Oktober vorigen Jahres sind von dem ständigen Bureau des deutschen Protestantenvereins herausgegeben worden und in Berlin bei A. Haack, NW. Dorotheenstraße 55, erschienen. Die mehr als 100 Seiten starke Broschüre enthält die Predigt von D. Zittel, die Reden des Kammergerichtsrates Schröder, Pfarrers Hönig und Superintendenten Dreyer, die Erklärung des Pro-

*) Vgl. Jahrg. 1, Nr. 43: Bessre Sonntagsfreuden für unser Volk.

testantentages u. s. w. Der Preis beträgt 1,50 Mk. Im gleichen Verlage ist auch der Vortrag von Hönig über „die Arbeit des deutschen Protestantenvereines während seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens“ gesondert erschienen und für 50 Pfennige zu beziehen. Vgl. Nr. 47 d. v. J.

Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Vorjährige Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Halle) Die Rechnungen des Komitees der großen Gustav-Adolf-Versammlung in Halle a. S. (vergl. Christl. Welt 1888 Nr. 39) sind jetzt abgeschlossen. Trotz der erheblichen Kosten (allein 511 Mk. Druckkosten, sodann für Musik u. s. w.) hat sich — dank den großen Kirchenkollekten im Betrage von 1818 Mk., dem Erlös aus Fest- und Tischkarten mit 3415 Mk. u. s. w. — ein Ueberschuß von 2406 Mk. ergeben. Die Frage, wozu dieses Geld verwendet werden sollte, hat die Mitglieder des Festausschusses lebhaft beschäftigt. Nach eingehender Erwägung von allerlei Vorschlägen und Beurteilung zahlreicher Bittgesuche bedrängter Gustav-Adolf-Gemeinden, wurde die Entscheidung dahin getroffen, diese Summe zu einer Stiftung zu verwenden, deren Zinsen einem bedrängten evangelischen Studenten der Theologie aus Italien oder Deutsch-Oesterreich an der Universität Halle zukommen sollen. Der Festausschuß hat dieses Geld dem Zweigverein der Gustav-Adolf-Stiftung in Halle überwiesen, welcher die Stiftung verwalten und jährlich über die Verwendung der Zinsen beschließen wird. H

(Diaspora in Hohenzollern) Im ersten Jahrgange der Christlichen Welt hatten wir einen Bericht über die Diasporagemeinde Trochtelfingen im Hohenzollerschen gebracht — nach uns vorliegendem Material, das wir für völlig sicher zu halten Grund hatten. Dieser Bericht hatte aber seitens der dortigen (katholischen) Ortsgemeinde Einspruch zur Folge, daß eine Berichtigung eintreten mußte. Immerhin konnte die so ausfallen, „daß auf der ganzen ultramontanen Linie Schweigen eintrat.“ Gleichwohl hat die Christliche Welt damit gewissermaßen eine Verpflichtung für jene Diasporagemeinde überkommen, die uns Anlaß giebt, aufs neue um deren Unterstützung zu Händen des Stadtpfarrers Damm in Hechingen zu bitten. Von den Söhnen des in jener Affaire genannten Drehers Betz ist der eine jetzt als Zögling im Basler Missionshause, der andre als solcher auf Chrischona.

Zur kirchlichen Pflege der evangelischen Kinder der Diaspora Hohenzollerns, aber auch angrenzender Teile von Baden und Bayern, sowie Württembergs, besonders Oberschwabens, dient die Konfirmandenanstalt Martinshaus in Altshausen, Oberamt Saulgau (Württemberg). Sechzig Kinder können jetzt dort Aufnahme finden. Im Untergeschoß eines Neubaus, der dort hergestellt, befindet sich ein Raum, worin die Knaben auch für Handarbeit geschickt gemacht werden: der württembergische Volksschulverein hat das Geld zu einem Werkzeugkasten und das K. Ev. Konsistorium von Württemberg zur Hobelbank gestiftet. — Hohe Freude war es im verwichnen Jahre für die Anstalt, als an einem schönen Sommertage die Landesmutter, Königin Olga, von der nahen Arbeiterkolonie kommend, unter die blühende Kinderschar trat und sich freundlich nach der Anstalt Wohl und Wehe erkundigte. Unter den Gebern befindet sich neben dem württembergischen Könige auch der Großherzog von Baden mit 300 Mk., zum Dank für die Aufnahme (zehn) badischer Kinder. — Wer hilft die auf dem Martinshause ruhende Schuldenlast von 25000 Mk. abtragen? H

(Gaggenau) Die urkundliche Uebergabe des Bauplatzes an die evangelische Diasporagenossenschaft Gaggenau-Rothenfels in Baden (vgl. Nr. 9, S. 86 d. v. J.) von Seiten der Stifter, des Freiherrn von Magnus und des Generals von L'Estoc als Erben des auf Amalienberg bei Gaggenau verstorbnen Freifräuleins von Magnus hat nunmehr stattgefunden, und für die Gemeinde erbittet nun, unter Dank für viel eingegangne, von neuem Gaben Pfarrer Eisenlohr in Gernsbach. H

(Elversberg) Die Gemeinde Elversberg, Regierungsbezirk Trier, über die früher ausführlich in diesem Blatte berichtet wurde, besitzt jetzt einen geeigneten Kirchbauplatz und einen Baufonds von 29000 Mark. Immerhin fehlt noch viel, die Freunde mögen darum auch dieses Notstandes eingedenk bleiben. H

(Wartenburg in Ostpreußen) Wir haben seiner Zeit über die evangelische Waisen- und Konfirmandenanstalt für Ermland in Wartenburg näher berichtet. Der jetzt vorliegende 42. Jahresbericht von 1888 schreibt, daß fortan eine bisher aus Provinzialfonds etatsmäßig zugebilligte Unterstützung von 600 Mk. in Wegfall kommt. So bleibe die Anstalt auch ferner zur Unterstützung empfohlen.

Der Berichterstatter weist gleichzeitig auf die fortdauernde Schädigung der evangelischen Kirche durch Mischehen mit folgendem ernsten Exempel hin: „Vor mir liegt eine statistische Nachweisung aus sieben evangelischen Kirchspielen des Ermlandes, wonach im verflossnen Jahre hundertundsechzehn Kinder in Mischehen geboren sind. Davon sind nur neunzehn evangelisch getauft; somit sind uns, da bei gleichmäßiger Teilung achtundfünfzig jeder Konfession zukämen, neununddreißig Kinder verloren gegangen. Und selbst von denen, die evangelisch getauft sind, wie viele werden später noch katholisch, wenn der evangelische Teil der Eltern stirbt?“ H

(Freiwaldau in Oesterreichisch-Schlesien) Unter der Ueberschrift: „Die ersten Aktenstücke eines evangelischen Pfarrarchivs im neuen Jahre“ veröffentlicht die Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich fünf interessante Briefschaften. Den Anfang macht eine Zuschrift des katholischen Pfarramts Sandhübel an das evangelische Pfarramt in Freiwaldau, worin ersteres aus Anlaß der bevorstehenden Beerdigung eines evangelischen Gemeindegliedes darauf aufmerksam macht, der Friedhof zu Sandhübel sei kein kommunaler, sondern ein konfessionell katholischer, daher nicht Laie noch Pastor dort Leichenreden halten dürften. Prompt erwiederte darauf der evangelische Pfarrer Kuliß, daß er bei der Ausübung seiner kirchlichen Funktionen seitens des katholischen Pfarramtes zu Sandhübel keiner wie immer gearteten Instruktionen bedürfe, und richtete gleichzeitig an die k. k. Bezirkshauptmannschaft eine Zuschrift, worin er (unter Darlegung des Sachverhaltes, daß das katholische Pfarramt die anständige Beerdigung einer evangelischen Bürgersgattin verweigere, indem es erklärte, das Grab nicht in Reih und Glied graben zu lassen, sondern an einer abseits gelegnen Stelle, auch eine Leichenrede nicht zulassen wolle und daß die Besorgnis nahe liege, auch diesmal werde wie bei einer früheren evangelischen Beerdigung der Leichenzug verhindert werden, den Eingang zum Friedhof auf dem Hauptwege zu nehmen) die Bitte aussprach, das katholische Pfarramt in Sandhübel auf das Gesetzwidrige solcher Maßnahmen aufmerksam zu machen. Am gleichen Tage noch erfolgte darauf eine eingehende, sämtlichen Ausführungen des evangelischen Pfarramts beipflichtende Zuschrift der Bezirkshauptmannschaft an das Sandhübler Pfarramt, welche dieses bedeutete, daß das Recht auf ein anständiges Begräbnis von der Behörde mit allen gesetzlichen Mitteln werde geschützt werden. Aber ganz konnte der katholische Pfarrer seinen Groll doch nicht unterdrücken. Er ordnete an, daß weder die Totenbahre, noch die zum Hinablassen des Sarges nötigen Stränge, noch auch die zum Auflegen des Sarges erforderlichen Bretter und Tragbalken zum Begräbnis gestellt würden. Außerdem sagten im letzten Augenblicke alle Träger bis auf einen und sämtliche Musikanten ab, „weil sies mit dem Herrn Pfarrer nicht verderben wollten.“ Der evangelische Pfarrer mußte die Gefälligkeit des Stadtvorstandes in Freiwaldau in Anspruch nehmen, der einen Totengräber samt allen erforderlichen Geräten nach Sandhübel abschickte, damit endlich die Beerdigungsfeier stattfinden konnte. Auch bei der letztern ereigneten sich peinliche Zwischenfälle. Die erwähnten Vorkommnisse sind neuerdings Gegenstand einer Beschwerde des evangelischen Pfarramtes an die Bezirkshauptmannschaft geworden. H

Zur Beachtung

Monatliche Probebestellungen werden von der Verlagshandlung jederzeit angenommen und besorgt. Sie verschickt also gegen Einsendung von 50 Pfennigen vier aufeinanderfolgende Nummern d. Bl. je nach ihrem Erscheinen an die vom Einsender angegebne Adresse unter entsprechender Benachrichtigung des Empfängers. Wird von einem Besteller eine Mehrzahl von Adressen bedacht, so wird die Bestellungsgebühr von 50 Pfennigen gern ermäßigt. Diese Form der Werbung hat sich bereits so bewährt, daß wir unsre Freunde nur bitten können, sich ihrer fleißig weiter zu bedienen.

Weiter machen wir die Postabonnenten darauf aufmerksam, daß bei verspäteter Bestellung am Quartalswechsel von der Post die bereits erschienenen Nummern des Quartals nur gegen Zahlung von je 10 Pfennigen nachgeliefert werden. Da jedoch von der Verlagshandlung stets sämtliche Nummern des Quartals an die Post abgegeben werden, so ist sie nicht in der Lage, bei den öfters einlaufenden Beschwerden nochmals zu liefern. Wir bitten daher, das Abonnement immer rechtzeitig zu erneuern und gegebnenfalls stets bei dem betreffenden Postamte Beschwerde zu führen.

D V — D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Altarlichte,

à Paar	1 Pfd.	1 1/3 Pfd.	2 Pfd.	3 Pfd.	4 Pfd.	5 Pfd.
lang	48 cm	52 cm	57 cm	63 cm	67 cm	71 cm
Preis	2,50 M	3,75 M	5,— M	7,50 M	10,— M	12,50 M

Abendmahlshostien,

1000 1,25 M, Doppelhostien, 1000 3 M, liefert in bester Qualität
Grünebergs Buch- und Kunsthandlung
Wollermann & Neumeyer, Braunschweig.

Das Bibliographische Bureau
zu Berlin, Alexanderplatz 1

wird den Herren Geistlichen, Lehrern und Studierenden für Litteraturauskünfte auf dem gesammten Gebiete der Theologie empfohlen. Man wendet sich wegen Fragescheine resp. Abonnements an die unterzeichnete Abteilung des Bureaus. Informationen und Prospekte werden gratis versandt.

Bibliographisches Bureau
Abteilung I
Berlin C, Alexanderplatz 1.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig